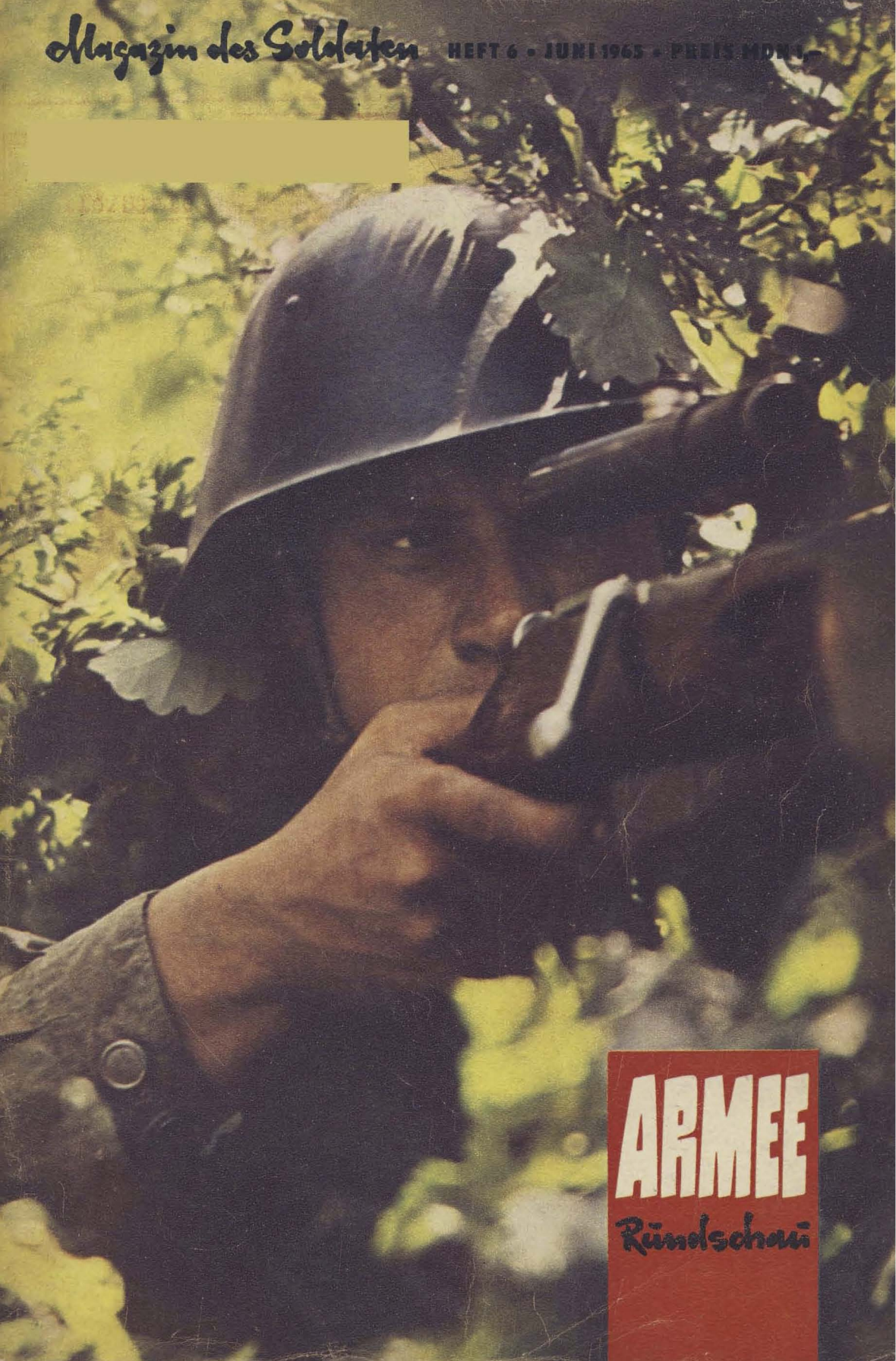


Magazin des Soldaten

HEFT 6 • JUNI 1965 • PREIS DM 1,-

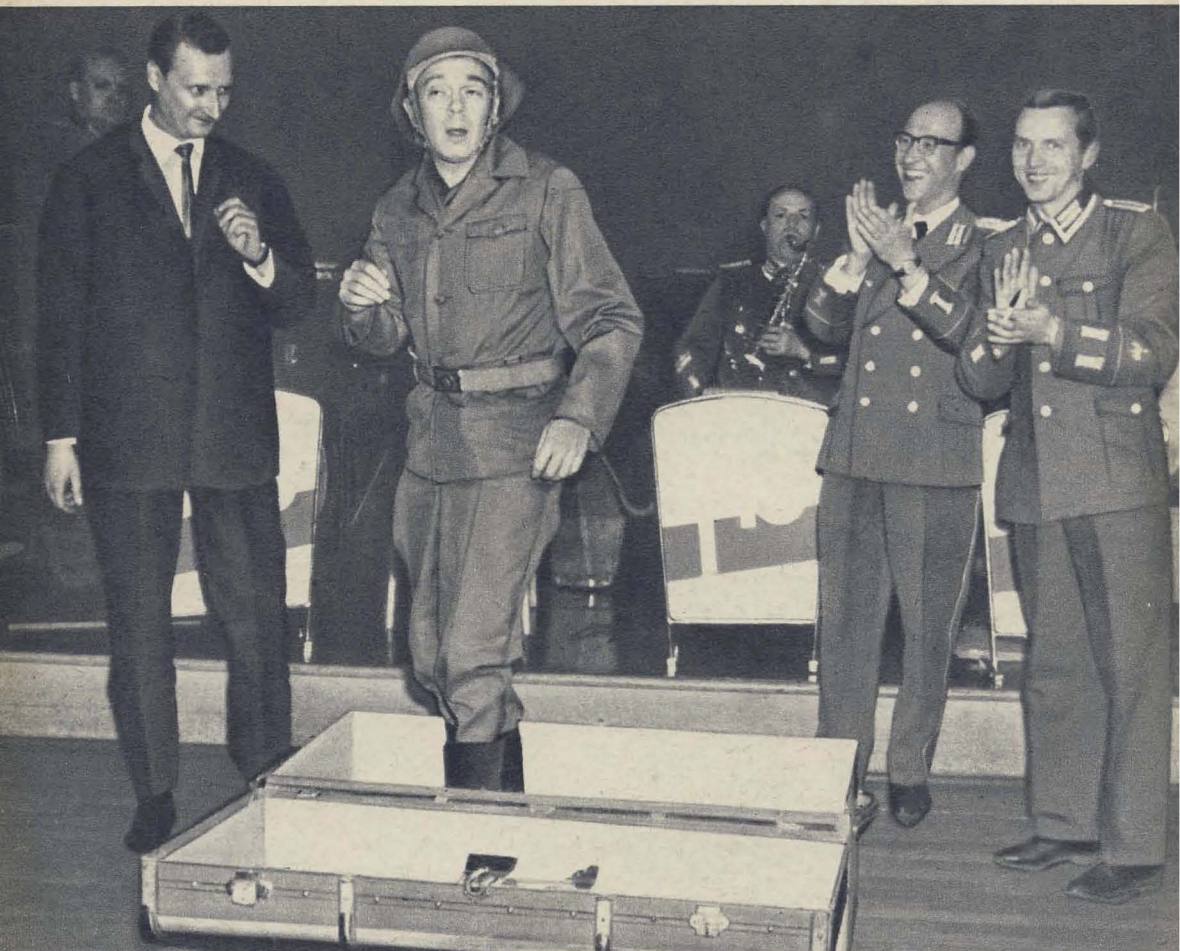


ARMEE
Rundschaun

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



Mit dem Leser auf du und du stand das Soldatenmagazin während eines beschwingten Abends in Wolfen. Im Klubhaus der Filmfabrik rollte diesmal kein ORWO-Color-Film ab, dafür jedoch ein mindestens ebenso farbenprächtiges Unterhaltungsprogramm mit Eva-Maria Hagen (links) und Komponist Rolf Zimmermann, dem originalgetreu aus seinem „Reserveheld-Koffer“ hüpfenden Rolf Herricht (rechts unten), seinen Filmkollegen Gerhard Rachold und Peter Dommisch (rechts oben), dem Schlager-singenden Funker Volkmar Böhm (links), der gerade einen Hauptpreis im Abonnentenwettbewerb ziehenden Sängerin Gudrun Wichert (links), dem Parodisten Rolf Cahlow (links) sowie anderen bekannten Künstlern. Sie und auch die Mitarbeiter des Soldatenmagazins vereinten sich mit den FDJ-Delegierten des Militärbezirks Leipzig zu einigen frohen Stunden, die am Ende lediglich für einen recht strapaziös wurden: Für den Gewinner des schwergewichtigen Herrichtschen Schrank-Koffers...



POSTSACK

Einfache Rechnung

Eure Zeitschrift lese ich sehr gerne. Ich finde darin viele Fragen, die mich interessieren, da ich auch drei Jahre gedient habe. Ich stehe jetzt vor einem Problem. Wird meine Dienstzeit als Betriebszugehörigkeit angerechnet, auch wenn ich vorher in einem anderen Betrieb gearbeitet habe?

Jürgen Reen, Weida

Die **Förderungsverordnung** sagt klar: „Bei Entlassung von Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten ist die gesamte in den bewaffneten Organen geleistete Dienstzeit auf die Dauer der Betriebszugehörigkeit im ersten Arbeitsverhältnis nach der Entlassung anzurechnen.“

Gute Freunde sind unvergessen

Es war im Jahre 1950. Dort, wo die Hauptstraße nach Oberhof an Frankenhain vorbeiführt, ist Wald. An einem Sonntag gingen wir Tannenzapfen und Reisig sammeln. Ich war damals kaum aus der Schule und sehr schwach und klein. Da kam plötzlich ein Sowjetsoldat und nahm mir meinen Korb weg. Ich mußte mich auf einen Baumstumpf setzen, und er machte meine Arbeit. Er konnte fließend deutsch, und wir unterhielten uns auch. Er kam dann öfter zu uns, wenn er mit seinem Wagen Verpflegung oder Wasser holte. Er sagte Papa und Mama zu meinen Eltern, und wir hatten ihn sehr gerne. Er hieß Viktor Petrow und war aus Leningrad. Er sagte immer, wenn er Opa und ich Oma sei, werde er wieder nach Deutschland kommen, und dann werde er mich gleich wiedererkennen. Vielleicht erinnert er sich noch an das Mädchen Doris Köth.

Doris Dornheim, Geschwenda

Finanzfragen

Ich habe mich als Soldat auf Zeit für drei Jahre verpflichtet und werde im Oktober 1965 einberufen. Ich bin verheiratet. Unser Kind ist noch nicht ein Jahr. Wieviel Unterstützung erhält meine Familie?

Bernd Kühn, Glauchau



Ihre Familie erhält während der 18 Monate des Grundwehrdienstes Unterstützung. Da Ihre Frau ein Kind unter drei Jahren zu betreuen hat, gilt sie als arbeitsunfähig. Sie erhält für sich 200 MDN und für das Kind 40 MDN.

Vorrat reicht noch

Ihre Humoresken – auch die aus der „guten alten Zeit“ – sind wirklich nicht zu verachten. Haben Sie noch mehr davon? Ein kräftiges Soldaten- und Zivilistenlachen ist doch wirklich etwas wert.

Horst-Joachim Gast, Wolfen

Winkel, Winkel

Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten tragen Winkel am Ärmel. Offiziersschüler sind auch Berufssoldaten, bekommen diese Winkel aber nicht. Warum ist das so?

Offiziersschüler Wadlegger, Stralsund

Offiziersschüler und Offiziere sind bereits durch ihre Dienstgradabzeichen als Berufssoldaten kenntlich.

Verbindung ist alles

Ich bin Reserveoffizier und Mitarbeiter der Zollverwaltung. Ich las verschiedentlich von Reservistenkonferenzen und Lehrvorführungen für Reservisten. Das begrüße ich sehr. Ich habe jedoch seit der Aushändigung des Wehrpasses im November 1963 nichts mehr von meinem Wehrekreis Kommando Fürstenwalde(Spree) gehört. Kennt das WKK seine Reserveoffiziere nicht mehr? Was in anderen Bezirken und Kreisen möglich ist, müßte sich doch auch hier einrichten lassen.

Joachim Schimmel, Erkner

Flugzeugtypen gefragt

Könntest Du vielleicht etwas über das geplante schwedische Universalkampfflugzeug und über das amerikanische Flugzeug B-70 berichten?

Jürgen Haferkorn, Annaberg-Buchholz

Bei der B-70 handelt es sich um den seit Jahren von der US Air Force geforderten strategischen Mach-3-Bomber „Valkyrie“. Kennedy hatte dieses Projekt mit der Begrün-



dung einstellen lassen, die B-70 sei bereits veraltet, wenn sie in Serie gehe. Der Bau von Prototypen wurde schließlich von der Air Force durchgesetzt. Mitte 1964 rollte der erste Prototyp bei North American aus dem Hangar. Eine Serie der B-70 ist nicht vorgesehen.

Über das schwedische Universal-kampfflugzeug ist bisher nur soviel bekannt, daß sich der Typ als Jäger, Jagdbomber, Raketenträger und Aufklärer eignen und von einer Version in die andere leicht umrüsten lassen soll.

Eifersuchtsobjekt

Ab Mitte jedes Monats warte ich voll Ungeduld auf die Zustellung der AR, die ich dann mit großem Interesse lese. Dabei bin ich stets so vertieft, daß meine Frau schon nachgerade eifersüchtig auf Euch wird – na, wenn das kein Qualitätsbeweis ist! Für die AR, meine ich natürlich.

Frithjof Förster, Höngeda

Betr.: Offizierslaufbahn

Im Sommer beende ich die polytechnische Oberschule. Nach der Berufsausbildung würde ich gern in der Nationalen Volksarmee als Berufssoldat dienen. Habe ich als Zehnklassenschüler die Möglichkeit, die Offizierslaufbahn einzuschlagen?

Elmar Doberstein, Cottbus

Absolventen der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen mit abgeschlossener Berufsausbildung können sich für die Ausbildung zum Offizier bewerben. Natürlich müssen sie auch den gesundheitlichen Anforderungen entsprechen.

Realist Klamann

Sehr gut sind die Zeichnungen von Kurt Klamann. Er zeigt die Wirklichkeit, was die Fotografen selten tun.

Udo Rödl, Glauchau

In unserer Dienststelle werden nach dem Erscheinen der AR im Kreise der Mitarbeiter die „Witze“ immer laut zum besten gegeben. Immer sind ein paar richtige Korken dabei. Nun noch etwas zu den Klamann-Zeichnungen. Wenn er sich einmal nicht exakt an die DV hält, können wir ihm wohl verzeihen – er möchte doch bestimmt keine Dienstvorschrift zitieren, sondern uns etwas



Soldatenhumor näherbringen. Vielleicht ist er auch kein Reservist und handelt aus Unkenntnis.

Feldwebel Wirrig, Dippoldiswalde

Nie gehört

In einer Ausgabe des Jahres 1964 las ich etwas von einem Panzer IS-3. Davon habe ich noch nie etwas gehört.

Jürgen Mudra, Forst

Dieser Panzer wurde bis 1945 in der Sowjetunion produziert. Seine Besatzung bestand aus 4 Mann. Das Gewicht betrug 46 Tonnen. Er war mit einer Kanone vom Kaliber 122 mm, einem MG 7,62 mm und einem Fla-MG 12,7 mm bewaffnet. Höchstgeschwindigkeit 40 km/h, Fahrbereich 240 km.

In der Kaserne

Ich habe keine Wohnung im Standort. Aber meine Frau muß doch ihre Miete auch bezahlen. Weshalb bekomme ich kein Wohnungsgeld? Ich bin Soldat auf Zeit.

Unteroffizier Möllig, Karpin

Das Wohnungsgeld wird nach dem gleichen Prinzip gezahlt wie das Verpflegungsgeld: für nicht in Anspruch genommene Leistungen, also konkret für nicht in Anspruch genommene Kasernenunterkunft. Wer in der Kaserne wohnt, hat demnach keinen Anspruch auf Wohnungsgeld.

Aber nicht doch!

In einem der letzten Hefte waren wir sehr erstaunt über die Frage des Fliegers Meinicke. Wie kann man zur Armee gehen, wenn man nicht einmal „Wache schieben“ will? Da sollte er lieber hinter Mutters Schürze bleiben. Denn der Wachdienst ist genauso wichtig wie die Ausbildung.

Karin Jung, Wurzen

Urlaub für Reservisten?

Gibt es während der Reserveübung Wochenendurlaub?

Ernst Walther, Gotha

Bei Reservistenwehrdienst bis zu sechs Wochen wird nur in Ausnahmefällen Kurzurlaub gewährt. Dient der Reservist länger als sechs Wochen, kann Kurzurlaub von Sonnabend nach Dienst bis Montag zum Dienst gewährt werden.

Kein Paradebild

Mit Entsetzen habe ich das Bild des Reiters auf Seite 3 des Aprilheftes gesehen. Laßt bitte mehr Sorgfalt bei der Auswahl eurer Bilder walten, oder setzt den Genossen Feldwebel mit einer solchen Haltung lieber auf einen Schaukelstuhl.

Kanonier Borrmann, Eggesin

Nur teilweise richtig

Ich habe mit großem Interesse die Reportage über die „Mot.-Abc-Schützen“ in Heft 4 gelesen! Ich bin aber der Meinung, daß das Waschen der Füße vor dem Fußmarsch unbedingt mit kaltem Wasser und ohne Seife erfolgen muß. Zum anderen finde ich den Vorschlag mit den frisch gewaschenen Socken nicht in Ordnung. Ich empfehle dem Autor, einmal einen 20-km-Fußmarsch nach seinen Ratschlägen durchzuführen. Ich befürchte, daß er spätestens nach 5 km das Bedürfnis hat, ohne frisch gewaschene Socken und sogar ohne Stiefel zu gehen.

Walter Borck, Potsdam

Und man soll doch frisch gewaschene Socken anziehen. Nur fabrikneue Socken sind wegen ihrer schlechten Saugfähigkeit ungeeignet.

Gut geantwortet

Im Aprilheft fragt Angelica W. aus Tarnow: „Kann ein Soldat seinem Mädels überhaupt treu sein?“ Natürlich kann er es. In allen Industriezweigen, auf allen Baustellen der ganzen Republik überhaupt wird bewiesen, daß junge Menschen, die Freundschaften schließen oder sich lieben, treu und kameradschaftlich zusammenhalten. Warum sollte es gerade in der Armee anders sein?

Jürgen Müller, Demmin

Wie lautet die Zahl?

Im Märzheft wurde auf Seite 24 in der Meldung über ungarische Rechenmaschinen folgende Zahl genannt: 1 260 000 000 000 000 000 000 000 000. Wie heißt sie?

Peter Hainke, Hoyerswerda

Die Zahl heißt 1 Quinquillion 260 Quadrillionen.

Das hört man gerne

Unter der Losung „Mit dem Soldatenmagazin in den Sommer 65“ führten die FDJ-Organisationen des

Truppenteils Poscher einen Wettbewerb durch. Das Ziel war, zu den bisher 292 Abonnenten des Soldatenmagazins neue zu gewinnen. Es gelang uns, einen Stand von 415 Abonnenten zu erreichen. Bester Werber war die Genossin Valer von der Einheit Hetzschold mit 29 neuen Abonnenten.

Hauptmann Linke

Nicht unsere Meinung

Außer deinen nett anzusehenden Mädchen erregen Themen über die Ausbildung unser größtes Interesse. In Heft 4 1965 sind wir mit der Erklärung zum Bild auf Seite 19 nicht ganz einverstanden. Der Schütze führt die Anschlagart liegend aufgelegt aus. Dabei hat er die linke Hand am Magazin. Richtig ist es doch, wenn die linke Hand den Kolben hält.

Hauptwachtmeister Noack, Dresden

Im Bildtext wird der Fehler des Schützen korrigiert: „Nur die linke Hand müßte noch etwas höher fassen, an den Magazinhalter. Da hat man die Waffe fester im Griff.“

Schönheit kontra Vorschrift

Auf dem Titelbild der Aprilausgabe habt ihr euch ja einen tüchtigen Schnitzer geleistet. Mir ist es als ehemaligen Angehörigen der Volksmarine noch nie passiert, daß in Bordpäckchen weiß Geschützreinen gelassen wird. Dazu haben wir ja unser Arbeitspäckchen oder Bordpäckchen blau. Nur dies als kleiner Hinweis, denn es entspricht nicht der Wirklichkeit, obwohl es auf dem Foto schön aussieht.

Klaus Mende, Berlin

Fehlermeldung

In der AR 3/1965 schreibt Ferdinand May auf Seite 36: „... da riß der andere einen Revolver unter dem Kopfkissen hervor.“ Revolver gab es in der französischen Revolution aber noch nicht. Sie wurden erst später konstruiert, nachdem man Patronen herstellen konnte.

Arno Rudloff, Jena

Ein Maschinengewehr wäre uns sicherlich aufgefallen.



Vignetten: Klaus Arndt

POSTSACK

Nein, durchaus nicht. Der eine versteht's und versteht sie zu nutzen, diese DV 10/6, und der andere weiß herzlich wenig damit anzufangen. Er kommt, wie man so sagt, mit der Disziplin unter den Schlitten. Das Wort erinnert übrigens an Schlittenfahren. Damit meinte man früher den Gebrauch der Macht. Aber das war mehr Mißbrauch. Trotzdem hat auch heute noch jeder Vorgesetzte Macht über Menschen.

Aber auch der kleinste Mächtige muß sich seiner großen Verantwortung bewußt sein, diese Macht weder zu mißbrauchen noch zu vergessen.

Unter 1/5 steht: „Jeder Vorgesetzte hat die ihm Unterstellten so zu erziehen, daß sie die militärische Disziplin strikt wahren.“ Ich möchte Ihnen dazu einige Ratschläge geben.

Da ist erst einmal das unerschütterliche Vertrauen zu Ihren Genossen. Schon Goethe fand: „Der Mensch ist gut!“ Dabei hat er noch nicht einmal unsere Soldaten gekannt. Sie sind besser! Vor allem wenn Sie stets gerecht, prinzipienfest, geduldig und vorbildlich sind.

Zweitens rote ich Ihnen, mit eiserner Konsequenz für eine solche Ordnung zu sorgen, die Disziplinverstöße gar nicht erst möglich macht. Also: lassen Sie nichts unerledigt in der Luft hängen. Ihre Genossen müssen spüren: Der läßt nichts durchgehen, der merkt alles!

Das wird Ihren Genossen Soldaten eine große Achtung und einen gesunden Respekt abfordern. Der dritte Ratschlag ist noch leichter gesagt als getan. Es ist unabdingbar, daß Sie systematisch das militärische Ehr- und Pflichtgefühl Ihrer Genossen entwickeln. Ihre Genossen müssen selbst Macht über sich gewinnen, Selbstdisziplin üben und sozialistische Soldatenpersönlichkeiten werden, die unduldsam gegen Mängel und Schlamperei sind. Das wird Sie mit Ihren Soldaten noch enger verbinden.

Bleibt nur noch zu sagen, daß Sie nach Ausnutzung der guten Einsicht und sozialistischen Moral Ihrer Soldaten noch die sechs Disziplinarbefugnisse der DV 10/6 haben und auf dem Wege des Vorschlags die ganze Macht Ihrer Vorgesetzten nutzen können. Vor allem sollten Sie aber auch die erzieherische Kraft des Kollektivs ständig ausschöpfen.

Ich glaube nicht, daß Sie eine echte Vorstellung haben, wie das früher war mit dem „KV“! Damals, als sich der deutsche Militarismus sein Kanonenfutter sogar aus Krüppelheimen zusammenkratzte, wurde das „KV“ zum gebräuchlichsten Terminus der preußischen Stabsärzte. Solche Methoden sind uns fremd. Aber irgendeine Ursache für Ihren Fehlschluß gibt es ja wohl. Also bin ich den Faden der Ermittlung bis in das WKK, welches Sie musterte, nachgegangen. Das Ergebnis sieht so aus:

Ihr Gesundheitszustand wurde richtig beurteilt. Zwar hatten Sie vor längerer Zeit eine Unterschenkelfraktur, aber deshalb sind Sie nach Ausheilung längst nicht untauglich – lediglich etwas weniger belastungsfähig. Das hat die Musterungskommission berücksichtigt und Sie in Übereinstimmung mit Ihren beruflichen Voraussetzungen (Schmied, Bremsenfachschlosser, Fahrerlaubnis V) in die Waffengattung Kfz.-Wesen eingestuft.

Diese Einzelheiten konnten Sie natürlich nicht wissen, und man kann aus verschiedenen Gründen derartige Details nicht jedem einzelnen erläutern. So machten Sie Ihrem Herzen in einem Brief Luft, und das war richtig. Genauso richtig wie der Hauptsatz Ihres Briefes: „... und begrüße es, wenn jeder junge Bürger unseres Staates eine militärische Grundausbildung hat, um im Notfall unsere DDR vor einer Aggression zu schützen.“ Nun, da Sie die Zusammenhänge besser kennen, werden Sie sicher Ihre Musterung in einer besseren, ungetrübten Erinnerung behalten.

Unteroffizier Vogel fragt:
Sind Sie nicht auch der Meinung, daß die Disziplinarbefugnisse eines Gruppenführers ungenügend sind?

Oberst Richter antwortet

JugendfreundKramer fragt:
Ich wurde truppendiensttauglich gemustert, obwohl ich wegen eines früheren Beinbruchs zeitweilig Fußbeschwerden habe. erinnert das nicht an die KV-Methoden von früher?

Ihr Oberst

Richter



Malyschka

Am Kuban gab es einen regnerischen Herbst. Die von unzähligen Rädern befahrenen Straßen waren nahezu unwegsam geworden: Mal mußten die Wagen durch den Schlamm bugsiert werden, dann wieder rumpelten sie durch Schlaglöcher und über Erdhügel. Die Armee zog sich zurück, erbitterte Kämpfe waren im Gange, aber täglich brachen deutsche Panzerkolonnen durch; mal stießen sie auf dieser, mal auf jener Straße vor. Täglich mußten Trecks, Etappeninstanzen und Lazarets ihren Standort wechseln und immer weiter nach Süden zurückgenommen werden.

Gegen Abend hielt ein alter Krankenwagen vor einer durch Granatbeschuß zerstörten Scheune; es war ein wackliger, ausgedienter Lastwagen mit einer durchlöchernten Plane aus Zeltbahnen. Die Herrin dieses unseligen Gefährts, Arzthelfin Marussja, die in der ganzen Division keiner beim richtigen Namen kannte, sondern ob ihres kleinen Wuchses und wegen der kindlichen Stimme nur kurzweg Malyschka genannt wurde, stieg aus. Sie war ein sommersprossiges, siebzehnjähriges Mädchen mit kleinen Händen und zierlichen Füßchen, und es hatte den Anschein, daß sich in der ganzen Armee für ein solches Persönchen weder Handschuh noch Stiefel finden würden.

Behende sprang Malyschka aus dem Wagen und fragte, wie stets in Eile und die Worte klar akzentuierend, wobei sie ihrem hübschen Gesicht einen strengen Ausdruck zu verleihen suchte:

„Na, wo sind die Verwundeten?“

Der Sanitäter schob die zerschossene Tür beiseite und ging Malyschka voran ins Innere der Scheune. Dort lagen auf einer schmutzigen Strohschütte sieben Schwerverwundete. Malyschka trat ein, sah sich um und sagte: „Gut, ich werde euch gleich abtransportieren.“ Dann fügte sie noch einige freundliche, begütigende Worte hinzu, wie sie das immer mit den Verwundeten machte; unterdessen war ihr geübter Blick bereits unmerklich prüfend über die Verwundeten gegliitten. Die Soldaten sahen ihr mit blassen Gesichtern entgegen. Stellenweise war das Stroh blutdurchtränkt. Drei lagen da mit verbundenen Beinen, zwei hatten Bauchschuß oder Brustwunden, und die beiden übrigen trugen Kopfverbände. Geradezu physisch, mit ihrem ganzen Körper, empfand Malyschka die Tücken der Straße, auf der sie eben entlanggefahren war — 20 Kilometer, schrecklich durchzogen mit Schlaglöchern und Gräben! Nun

stellte sie sich diese Straße nicht mehr nur am eigenen Leibe, sondern an den Gliedern dieser blutenden, zerfetzten Körper vor, die da vor ihr am Boden lagen. Ihr Gesicht verzog sich schmerzlich, doch sogleich gedachte sie ihrer Pflicht, so wie sie sie auffaßte, und bald erschien auf ihrem Gesicht wieder das übliche freundliche, aufmunternde Lächeln.

Zuerst trug sie mit dem Sanitäter die Beinverletzten hinaus; sie wurden vorn im Wagenkasten nebeneinander gebettet, möglichst nahe ans Fahrerhäuschen. Dann brachten sie noch drei heraus. Nun blieb im Wagenkasten kein Platz mehr für den siebenten Verwundeten, der, halb an die Scheunenmauer gelehnt, dasaß und ab und an die Augen öffnete, um gleich darauf wieder in Vergessen zu versinken. Zum letzten Mal betrat Malyschka die Scheune. Der überzählige Verwundete mußte bis zum nächsten Transport hiergelassen werden. Als sie aber auf ihn zuschritt, um es ihm zu sagen, faßte er ihr Gebaren offensichtlich so auf, als wolle sie ihn auch gleich mitnehmen und streckte ihr die Hände entgegen, bemüht, auf die Beine zu kommen. Sein Blick, gequält, doch duldsam und erwartungsvoll, sagte Malyschka, daß sie ihn so nicht würde zurücklassen können.

„Werden Sie im Fahrerhäuschen sitzen können?“ fragte sie. „Können Sie im Sitzen fahren?“ „Ja“, erwiderte der Verwundete und schloß die Augen wieder.

Gemeinsam mit dem Sanitäter führte ihn Malyschka aus der Scheune, sie stemmte ihren Kopf unter seine Achseln, schleppte ihn so zum Wagen und brachte ihn auf ihrem eigenen Platz in der Kabine unter.

„Und was wird aus Ihnen, Genossin Feldscher?“ fragte der Fahrer.

Auch der Verwundete, der aus den Worten des Fahrers einen Vorwurf herausgehört haben mochte, fragte leise:

„Wo wollen Sie denn bleiben?“

„Ich stell mich aufs Trittbrett“, versetzte Malyschka munter.

„Steigen Sie ein!“ brummte der Fahrer.

„Ich falle schon nicht herunter“, entgegnete Malyschka und stellte sich, nachdem sie die Tür hinter dem Verwundeten geschlossen hatte, aufs Trittbrett.

„Genossin Feldscher...“ murrte der Fahrer wieder.

Aber Malyschka schrie, er solle endlich abfahren, schrie es mit dem strengen, keinen Wider-

sprach duldenden Ton, den ihre Stimme stets annahm, wenn es um Verwundete ging und wenn die sie umgebenden Menschen nicht begreifen wollten, daß sie, Malyschka, besser als alle zusammen wußte, was zu tun war, um den Verwundeten ihr Los zu erleichtern.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Seit dem Mittag dieses Tages hatte der Regen aufgehört, und die mit einer halbtrockenen Schlamm-schicht bedeckten Straßen waren besonders glitschig. In den Fahrtrillen schwankte der Krankenwagen wie eine Ente von einer Seite auf die andere, er geriet aus den Wagenspuren und wurde so hochgeworfen, daß es Malyschka in den Ohren schmerzte. Sie fühlte, wie es die Verwundeten im Wagenkasten hochwarf und dann wieder auf den Boden der Ladefläche niederstauchte. Einmal wäre sie selbst fast in einem Schlagloch gelandet, aber sie konnte sich mit Mühe und Not festhalten und ließ gleich darauf ihr Lächeln sehen, das nach überstandenen Gefahren stets ihren Mund umspielte.

Der Abend dämmerte bereits, als sie sich dem Weiler näherten, in dem das Sanitätsbataillon untergebracht war. Malyschka sprang vom Trittbrett, lief auf eine ihr bekannte Kate zu und vermißte zu ihrem Erstaunen die gewohnte Geschäftigkeit. Nun trat sie in die Kate ein – sie war leer. Auch die nächste Behausung war verwaist. Nur die Hausherrin stand teilnahmslos vor einem Bett und wandte die blutdurchtränkte Matratze von einer Seite auf die andere. „Sind sie schon weg?“, fragte Malyschka.

„Ja“, erwiderte die Hausfrau. „Ist schon 'ne ganze Stunde her. Sie haben eine Nachricht gekriegt, packten alles zusammen und fuhren los.“

Malyschka kehrte zu ihrem Wagen zurück, hob die Zeltplane an und spähte ins Wageninnere. „Was ist, Schwester, geht's ans Ausladen?“ fragte ein alter Kosak mit Kopfwunde, dessen Gesicht so in Binden verpackt war, daß nur ein struppiger Schnurrbart aus dem Verband hervorlugte.

„Nein, mein Lieber“, erwiderte Malyschka. „Vorläufig wird noch nicht ausgeladen. Das Sanitätsbataillon ist verlegt worden. Also fahren wir gleich ins Lazarett.“

„Ist das noch weit, Schwesterchen?“ erkundigte sich stöhnend der Soldat mit Bauchschuß, der auf dem Rücken lag.

„Du solltest deine Zunge weniger wetzen“, fiel ihm der Bärtige unwirsch ins Wort. „So weit wie's ist, wird eben gefahren.“

Und Malyschka spürte, daß den Schnurrbärtigen nicht die Frage ärgerte, wie weit sie noch zu fahren hätten, sondern, daß der Verwundete in ihrer Gegenwart gestöhnt hatte. Ihre Hände zitterten – weniger vor Kälte, sondern eher vor Erschöpfung, denn sie hatte sich ja den ganzen Weg über festhalten müssen, um nicht vom Trittbrett zu gleiten.

„Frieren Sie, Schwesterchen?“ forschte der Kosak wieder.

Malyschka verneinte.

„Na, sonst setzen Sie sich zu uns in den Wagen, wir werden ein bißchen zusammenrücken.“

„Nein, nicht doch...“ versetzte Malyschka. „Es geht schon. Lieber fahren wir etwas schneller.“ Wieder stellte sie sich aufs Trittbrett, und so fuhren sie los. Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Bis zum Lazarett hatten sie etwa 20 Kilometer zu fahren. Es regnete. Der Weg



Illustrationen: Wolfgang Würfel



wurde immer beschwerlicher. In der Ferne blitzte zu ihrer Linken Mündungsfeuer auf. Zweimal setzte der Motor aus; fluchend stieg der Fahrer aus und fummelte am Vergaser herum. Malyschka verharrte auf dem Trittbrett. Während dieser unfreiwilligen Rastpausen kam es ihr vor, daß sie sich so noch am besten halten konnte, wenn sie aber abspringen würde, müßten ihre klammen Finger vollends versagen und sie würde abstürzen. Ihrer Schätzung nach hatte der Wagen bereits 15 Kilometer zurückgelegt, als der Regen einsetzte. Ein Gegenwind kam auf, Regenböen schlugen ihr ins Gesicht; einzelne Tropfen gerieten ihr in die Augen. Oft wollte es ihr scheinen, als müßte sie gleich herunterfallen.

Endlich langten sie im Dorf an. Als der Fahrer den Motor abstellte, hatte Malyschka ein ungutes Vorgefühl: Stille lastete über dem Dorf. Entschlossen sprang sie vom Trittbrett und stapfte, bis an die Knie im Schlamm versinkend, auf ein Haus zu, in dem, wie sie wußte, das Lazarett untergebracht war. Neben dem Haus stand ein voll beladener Anderthalbtonner, an dem sich zwei Rotarmisten zu schaffen

machten, die noch einige Gepäckstücke aufladen wollten.

„Ist hier das Lazarett?“ fragte Malyschka.

„Es war hier“, sagte einer der Soldaten. „Ist vor zwei Stunden abgefahren. Wir laden gerade die letzten Medikamente auf.“

„Und außer euch ist niemand mehr hier?“

Die Rotarmisten verneinten.

„Wo sind sie denn hingefahren?“

Der eine Soldat nannte einen etwa 40 Kilometer weiter gelegenen Ort.

„Ist wirklich keiner mehr hier? Kein einziger Arzt, gar niemand?“ forschte Malyschka nochmals nach.

„Nein, niemand. Wir sind solange abkommandiert, um die Nachzügler weiterzuleiten.“

Malyschka wankte zum Wagen. Vor fünf Minuten hatte sie geglaubt, nun läge alle Beschwernis hinter ihnen, und sie würden ihr Ziel erreicht haben: Noch eine Anhöhe, noch eine Kurve und ein paar Häuser – und die Verwundeten würden im Lazarett angelangt sein. Nun aber standen ihnen weitere 40 Kilometer bevor, also nochmals ebensoviel wie sie bisher zurückgelegt hatten! ▶

Zaghafft ging sie zum Krankenwagen zurück, leuchtete mit der Taschenlampe in den Wagenkasten und sagte:

„Genossen...“

„Was gibt's Schwesterchen?“ fragte der alte Kosak, und an seinem Ton erkannte sie, daß er für alles Verständnis hatte.

„Das Lazarett ist schon abgezogen“, sagte sie tonlos. „Es sind noch 40 Kilometer Weg. Wie geht es euch? Werdet ihr's aushalten können solange?“

Ein Stöhnen war die Antwort. Jetzt stöhnten bereits zwei Verwundete. Und der Bärtige fuhr sie diesmal nicht an.

„Wir halten's aus“, gab er zur Antwort. „Es wird schon gehen. Woher kommst du, wo bist du daheim, mein Kind?“

„Ich stamme aus der Kamensker Gegend“, erwiderte Malyschka.

„Also kennst du auch unsere Kosakenlieder?“

„Und ob!“ gab sie etwas erstaunt zurück.

„Kennst du dann auch das Lied: Ritt ein Kosak durchs Tal, durchs weite, eilt durch ein Tal der Mandschurei“, fragte der Bärtige weiter.

„Ja, das kenne ich.“

„Na, dann fahr nur los, und wir werden singen, bis wir ankommen. Laß uns eins singen, damit dieses Stöhnen nicht zu hören ist, klar? Sing auch du mit!“

„Einverstanden.“

Malyschka trat wieder aufs Trittbrett, und der Wagen fuhr los. Durch all die Regenschauer und den schmatzenden Schlamm, trotz des Motorengebrumms vernahm sie, wie hinten im Wagenkasten zuerst eine Stimme anhub, dann von einer zweiten unterstützt wurde und wie bald darauf drei weitere Stimmen einfielen in das Lied:

Ritt ein Kosak durchs Tal, durchs weite,
eilt durch ein Tal der Mandschurei.

Hieb seinem Roß die Sporen in die Seite.

An seiner Hand blitzt ihm ein Ringlein.

Die Straße wurde geradezu unerträglich, und der Wagen rumpelte nur noch mühsam vorwärts. Jeden Moment war zu gewärtigen, daß er umfallen und in einer Grube landen müßte. Es goß in Strömen, und die Scheinwerfer des Wagens griffen in eine dichte Wand von Regenböen. Doch im Wagenkasten sangen sie weiter:

Sie hat das Ringlein mir gegeben,

Schwur mir die Treu' bis übers Jahr,

Die Zeit ist reif, nun reit ich eben

rasch wie ein Pfeil heim zum Altar.

Ganz unmerklich war auch Malyschka in die Strophe eingefallen. Sobald sie sich aber beim Singen ertappte, spürte sie, auch den Verwundeten müßte es da hinten im Wagen wirklich leichter werden von dem Gesang. Sollte doch einer von ihnen stöhnen, so würden es die anderen ja nicht hören.

Nach weiteren zehn Kilometern blieb der Wagen stehen. Wieder fummelte der Fahrer am Vergaser herum. Malyschka stieg ab und sah nach den Verwundeten. Jetzt, da der Motor nicht mehr tuckerte, war das Lied besonders lautstark zu vernehmen. Sie sangen aus vollem Halse und hielten feierlich den Ton, als gäbe es in diesem Moment nichts anderes auf der Welt als den Gesang.

Da trat die Mutter ihm entgegen,

Sprach mit gesetzter Red' ihn an...

sang der Bärtige mit kräftiger, leicht belegter Stimme, und die anderen fielen ein:

Sie wollt mit Schwüren dich bewegen,
doch schenkt' sie's Glück 'nem andern

Mann...“

Wieder ließ Malyschka ihre Taschenlampe aufleuchten. Der Lichtstrahl huschte über die bleichen Gesichter der Singenden. Einem standen Tränen in den Augen.

„Mach aus, was gibt's an uns schon zu sehen“, bemerkte der bärtige Kosak unwirsch. „Sing lieber mit!“

Das Stöhnen der Schwerverwundeten über-tönend, klang das Lied immer lauter; bald war selbst der starke, auf die nasse Zeltbahn trommelnde Regen nicht mehr zu hören.

„Weiter geht's!“ rief der Fahrer.

Als sie geendet hatten, begannen die Verwundeten das Lied wieder von vorn.

Tief in der Nacht, als Malyschka am Rand einer Staniza mit Sanitätern zum Krankenwagen trat, um die endlich angekommenen Verwundeten nun auszuladen, klang Gesang aus dem Wageninnern. Zwar sangen die Stimmen jetzt leiser, und drei, die vielleicht das Bewußtsein verloren hatten, schwiegen ganz, aber die übrigen sangen weiter:

So reitest du, Kosak, vergebens,

Vergebens jagst du's Roß zuschand.

Ritt unser Held, müd seines Lebens,

ritt nun davon, in fremdes Land.

„Auf Wiedersehen, Schwesterchen“, sagte der bärtige Kosak, als man ihn auf die Tragbahre bettete. „Also aus der Gegend um Kamensk bist du zu Hause? Nach dem Krieg komm ich als Hochzeitsbitter für meinen Sohn zu dir!“

Er war völlig schweißgebadet, sein Schnurrbart hing schlaff herab wie der eines Saporoger Kosaken. Aber in letzter Minute glaubte Malyschka zu erkennen, wie über sein verbundenes Gesicht ein verschmitztes Lächeln huschte. In der Aufnahmestelle des Lazaretts, wo sie sich neben dem Ofen hingekauert hatte, schlief sie ein. Sie träumte von einem durchs Tal reitenden Kosaken, sah sich selbst im Krankenwagen losbrausen, konnte den Kosaken aber nicht einholen. Der Wagen rumpelt vorwärts, gerät in ein Schlagloch, und sie zuckt im Taum zusammen.

„Ganz erschöpft ist sie, die Ärmste“, bemerkte ein Arzt im Vorübergehen.

Gemeinsam mit einem Sanitäter zieht er ihr die durchnässten Stiefel aus, legt ihr einen Militärmantel unter und deckt sie mit einem zweiten Mantel zu.

Der Fahrer aber, der war ein echter Fahrer; er konnte sich, lange nachdem sie angekommen waren, noch immer nicht beruhigen, daß er den Schaden an seinem verflixten Vergaser immer noch nicht herausgefunden hatte. Er saß mit anderen Fahrern in der Nachbarkate und sagte, während er den Vergaser auseinandernahm:

„Achtzig Kilometer mußten wir fahren. Tja, die Malyschka, die bringt selbst den Teufel noch dazu, zu fahren, wenn es um die Verwundeten geht. Die reinste barmherzige Schwester.“

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Oberleutnant (Ing.)
Dieter Flohr

►

ÜBER
DÜNELN
SAND
VORWÄRTS

Die Schützenpanzerwagen der Einheit Donner rollen in einem langen Marschband der Ostseeküste entgegen. Die Morgensonne wirft ihr erstes Rot auf die Wipfel der Bäume. Soldat Voigt, Fahrer eines SPW, läßt seinen Vordermann nicht aus den Augen. Sorgfältig hält er den befohlenen Abstand ein und achtet auf das Marschtempo.

Er ist Traktorist von Beruf und seit Mai vorigen Jahres Soldat. Die Umstellung auf den SPW fiel ihm nicht schwer. Einige Übungen fuhr er schon mit, und er weiß, wie es da zugeht. Aber die heutige Übung unterscheidet sich wesentlich von den vorangegangenen. Zum erstenmal wird seine Einheit auf Landungsschiffe der Volksmarine verladen und irgendwo an einem Küstenabschnitt kämpfend anlanden. Wie wird Genosse Voigt die für ihn neue Aufgabe lösen? Plötzlich taucht am Waldrand ein Regulierer auf. Er dirigiert die Kolonne in einen schmalen Waldweg. Soldat Voigt wirft das Lenkrad herum. Von dem Ruck werden die Soldaten hinter ihm hellwach und schimpfen. Raketenfahrer! Soldat Voigt schert sich nicht darum, zumal der Weg jetzt holprig wird und er tüchtig aufpassen muß. Aber bald ist der Waldrand erreicht. Die Krüppelkiefern bleiben zurück. Vor ihm liegt das Meer. Weit dehnt es sich aus. Der Horizont

verschwindet im Dunst. Doch für Landschaftsbetrachtungen hat er jetzt keine Zeit. Er hat tückischen Dünensand unter den Rädern. Nur nicht steckenbleiben, geht es ihm durch den Kopf. Gas geben und in der Spur bleiben!

Vom Meer her nähern sich schon die Landungsschiffe. Die Matrosen sind pünktlich zur Stelle. Alles muß jetzt schnell gehen. Jede Verzögerung kann bei einer solchen Konzentration von Menschen und Material im Ernstfalle verhängnisvoll sein.

Langsam schieben sich die Schiffe an den flachen Strand. Polternd lassen die Matrosen die Landeklappen herunter. Soldat Voigt hält Ausschau nach dem ihm befohlenen Schiff und fährt darauf los. Sein SPW schlägt einen Haken und rollt rückwärts ins Wasser.

Jetzt wird's mulmig, durchfährt es ihn, als er plötzlich nichts mehr sieht als Wasser. Noch nie war er mit seinem SPW durch so tiefes Wasser gefahren, schon gar nicht an der Ostsee. Nun steckt er mitten in den Fluten. Wird er ohne Stocken durchkommen? Im Rückspiegel ist nichts zu sehen. Er muß sich völlig auf seinen Gruppenführer verlassen, der ihn von oben einweist. Jetzt nur nicht den Motor abdrosseln! Krampfhaft hält er das Lenkrad fest. Wird er auch die Auffahrt richtig erwischen? Die Fahr-



spur ist schmal! Langsam rollt das Fahrzeug zurück. Da, endlich spürt Soldat Voigt einen Widerstand. Die Landeklappe! Wassertriefend klettert das Fahrzeug die schräge Auffahrt hinauf, rollt dann in den Laderaum. Erleichtert atmet der Fahrer auf, als er auf die Bremse tritt. Geschafft! Jetzt braucht er nur noch den Wagen seefest zu verzurren. Strupps, dicke Drahtseile, haben die Matrosen bereitgelegt. Die ganze Gruppe packt zu. Kurz darauf wird es dunkel im Laderaum. Die Matrosen schließen das Rolldeck. Soldat Voigt legt die Schwimmweste an und läßt sich an der Bordwand nieder. Vom langen Fahren ist er müde geworden. Ein Nickerchen könnte jetzt nichts schaden, denkt er. Zeit dazu ist ja während der Überfahrt vorhanden. Aber er kommt nicht dazu. Die Witzeleien seiner Genossen, ob sie wohl seekrank würden, halten ihn wach. Seekrank? Daran hatte er noch mit keiner Silbe gedacht. Wir werden schon sehen, beruhigt er sich. Wenig später verrät das sanfte Wiegen des Schiffes, daß sie bereits abgelegt haben. Die Einheit befindet sich auf offener See.

Das Meer zeigt sich heute von einer guten Seite. Stabsmatrose Möbes, seit zwei Jahren Signalgast des Schiffes, braucht keine Seekranken zu kurieren. Dafür muß er als „alter Fahrers-



▲
Führung der Truppe auf See, eine etwas ungewohnte Situation für den Mot.-Schützen-Kommandeur. Aber auch sie wird gemeistert. Bei der Überfahrt steht er in ständiger Funkverbindung mit den Einheiten auf den anderen Schiffen.



◀
Die SPW fahren rückwärts in den Laderaum, damit sie bei der Anlandung schnell von den Schiffen herunter kommen. Die schmale Auffahrt verlangt von den Kraftfahrern großes Können.

►
Nach der Auffahrt werden die Fahrzeuge im Laderaum seefest verzurret, damit sie sich während der Seefahrt nicht selbständig machen. Die Soldaten der Gruppe helfen ihren Kraftfahrern dabei.

„ÜBER
DÜNEN
SAND
VORWÄRTS“

In Kiellinie läuft der Schiffsverband in das befohlene Küstengebiet. Dort formiert er sich zur Anlandung und läuft mit maximaler Geschwindigkeit dem Strand entgegen.

„Vorwärts!“ Die erste Welle der Mot.-Schützen-einheit geht an Land. Tells auf den SPW, tells zu Fuß im Wasser watend, erreichen die Soldaten den Strand.



mann“, als den ihn die „Landratten“ ansehen, viele Fragen beantworten. Fragen über die Volksmarine allgemein und über den Dienst auf dem Landungsschiff speziell. Er muß schon tief in seinen Kenntnissen wühlen, um alle Frager zu befriedigen.

Indessen empfängt der Mot.-Schützen-Kommandeur über Funk die Klarmeldungen von den anderen Schiffen. Die gestoppten Zeiten beweisen, daß die Norm für die Verladung der Einheit eingehalten wurde. Der Stabschef der Landungsschiffseinheit spricht ihm seine Anerkennung aus.

Nach mehrstündiger Seefahrt reißt ein Klingelzeichen die Soldaten hoch. Gefechtsalarm! Der Landungsverband hat den befohlenen Küstenabschnitt erreicht. Die Anlandung beginnt.

Während die Matrosen auf ihre Gefechtsstationen hasten, entfernt Soldat Voigt die Verzurrung seines SPW und läßt den Motor warmlaufen. Die Gruppe macht sich indessen zum Angriff bereit, um mit der ersten Welle anzulanden.

Das Rolldeck wird zurückgeschoben. Polternd senkt sich die Landeklappe. Es wird wieder hell im Laderaum. Die Sonne steht schon hoch am leichtbewölkten Himmel. Ein Matrose mißt die Wassertiefe. Die zulässige Wattiefe ist nicht überschritten. Die Maschinen werden gestoppt. Knirschend setzt das Schiff auf Grund.

„Vorwärts!“

Soldat Voigt läßt den Motor aufheulen. Jetzt wieder die Wasserfahrt. Aber diesmal rollt es vorwärts, er hat bessere Sicht. Da ist es halb so schlimm. Vorsichtig fährt er auf die Landeklappe. Durch die Gewichtsverlagerung gerät das Schiff ein wenig ins Schlingern, aber der Fahrer merkt das kaum. Er konzentriert sich völlig auf die schmale Fahrspur. Die Vorderäder gehen auf Grund, bald auch die Hinterachse. Soldat Voigt gibt „volle Pulle“. Sein SPW schiebt eine hohe Bugwelle vor sich her.

Der Angriff auf die Küste ist jetzt im vollen Gange. Von den rollenden Fahrzeugen herunter bekämpfen die Soldaten die „gegnerischen“ Küstenstellungen. Kaum sind sie aus dem Wasser, da springen die Soldaten herunter. Gruppenweise entfalten sie sich zur Schützenkette. Aus allen Waffen feuernd, arbeiten sie sich in kurzen, schnellen Sprüngen über die Dünen vorwärts. Der Sand mahlt unter ihren Füßen, aber er kann ihren ungestümen Vorwärtsdrang nicht aufhalten. Immer wieder werfen sie sich hin, schießen und springen erneut auf.

Wenn die Gruppen so gut in der Gefechtsordnung bleiben, ist das nicht zuletzt ein Verdienst der Kraftfahrer. Keiner von ihnen blieb mit seinem SPW stecken, als sie in dichter Folge von den Landungsschiffen herunterfuhren. Nun rollen sie hinter der Gefechtsordnung her und gewinnen bald den nahen Wald.

Auch Soldat Voigt fühlt sich jetzt wieder in seinem Element. Er hat wieder festen Boden unter den Rädern. Angespannt blickt er durch die Windschutzscheibe, damit er seine vor ihm angreifenden Genossen nicht aus den Augen verliert. Der erste schmale Küstenstreifen ist erobert. Nun darf man dem „Gegner“ keine Ruhe gönnen. Auch sich selbst nicht...





Kölnerfaß AM RHEIN

Koblenz – Porträt einer westdeutschen Garnisonstadt • Von ***, Köln

Schön ist die Fahrt von Köln rheinaufwärts nach Koblenz. Durch romantische, malerische Städtchen wie Remagen, Sinzig, Brohl, Andernach führt die Bundesstraße 9. Von schroff herabfallenden Felsen grüßen Burgruinen. An langgestreckten Hängen grünt der Wein. Vater Rhein fließt träge dahin. So friedlich sieht alles aus. Leider hat man am Lenkrad bei dem starken Verkehr nicht allzuviel von diesen Naturgeschenken.

Nach reichlich anderthalb Stunden Fahrzeit winkt mir die Festung Ehrenbreitstein am rechten Rheinufer den ersten Gruß aus Koblenz entgegen. Kaum habe ich das Ortsschild passiert, werde ich mit der Wirklichkeit konfrontiert, derentwillen ich heute hier bin: Aus dem Tor der Falkensteinkaserne kommen fünf, sechs Soldaten herausgerannt und nehmen Kurs auf die Omnibushaltestelle. Ob Wilfried unter ihnen ist? Aber nein, seine Einheit liegt, wenn ich mich recht erinnere, in der Pionierkaserne drüben an der Mosel im Stadtteil Metternich.

Wilfried ist 20 Jahre alt, ein echter Köll'scher Junge. Ich habe ihn im vergangenen Jahr kennengelernt, als er vom Deutschlandtreffen in Berlin zurückkam. Seit Oktober ist er bei der Bundeswehr, W-18 wie man hier sagt, Wehrpflichtiger für 18 Monate.

Wilfried wartet schon vor dem verabredeten Lokal in der Löhrstraße im Zentrum.

„Daß Du mich ausgerechnet zum ‚Schall und Rauch‘ bestellt hast, soll das ein Omen sein?“ begrüße ich ihn.

„Ich habe für Nachmittag ein Treffen mit Kameraden aus meinem Zug im Weindorf arrangiert,“ berichtet er. „Du wolltest ja Soldaten kennenlernen. Koblenz kennst Du selbst gut genug.“ Das stimmt. Und so kann ich die Visitenkarte der Stadt auch selbst abgeben.

Koblenz: An der Mündung der Mosel in den Rhein, am Deutschen Eck, gelegen; fast 2000jährige Geschichte; seit ein paar Jahren Großstadt; zahlreiche Sehenswürdigkeiten, wertvolle Baudenkmäler; wenig Industrie, verbreitet wie be-

rühmt der Rhein- und Mosel-Weinbau; ausgedehnte Erwerbszweige sind Fremdenverkehr und – Militär.

Koblenz wird oft als größte Garnisonstadt der Bundeswehr ausgegeben. In sieben größeren Kasernenkomplexen sind stationiert: Der Stab des III. Korps der Bundeswehr, die Korpskommandeure der Waffengattungen Artillerie, Nachrichtenwesen, Pioniere, Flak, Sanitätswesen und Heeresflieger mit Stabs- und Hilfeinheiten, ferner Nachschub-, Instandsetzungs-, Ausbildungs- und andere Truppen. Dem Kommando des III. Korps unterstehen die 2. Panzergrenadierdivision in Marburg (der Stab dieser Division hat im September an der berühmten Atomkriegs- und Notstandsübung „Fallex 64“ teilgenommen), ferner die 5. Panzerdivision in Diez/Lahn (die Panzergrenadierbrigade dieser Division nahm im Dezember 1964 an einem Manöver mit angenommenem Atomminengürtel teil) und die Panzergrenadierdivision in Unna. Der Befehlsbereich des Korps erstreckt sich also über den Mittelstreifen der Bundesrepublik zwischen Mainlinie und Ruhrgebiet bis zur Grenze der DDR zwischen Kassel und Fulda. In Koblenz liegen außerdem Pioniereinheiten und Wallmeistertrupps der Territorialarmee. Im Kurfürstlichen Schloß ist der Stab des II. französischen Armeekorps untergebracht. Schließlich wird der Eindruck, daß Koblenz vor lauter Militär buchstäblich aus allen Nähten platzt, vervollständigt durch die über die ganze Stadt verstreuten Dienststellen des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung, das Zentrallazarett und die Schule für Innere Führung der Bundeswehr.

Apropos Innere Führung. Ihre neueste Masche ist das Thema auf unserem Bummel hinunter zum Weindorf.

„Wie ist das in der Praxis mit Wecken und Zapfenstreich? Die Presse macht ja viel Wind darum“, frage ich.

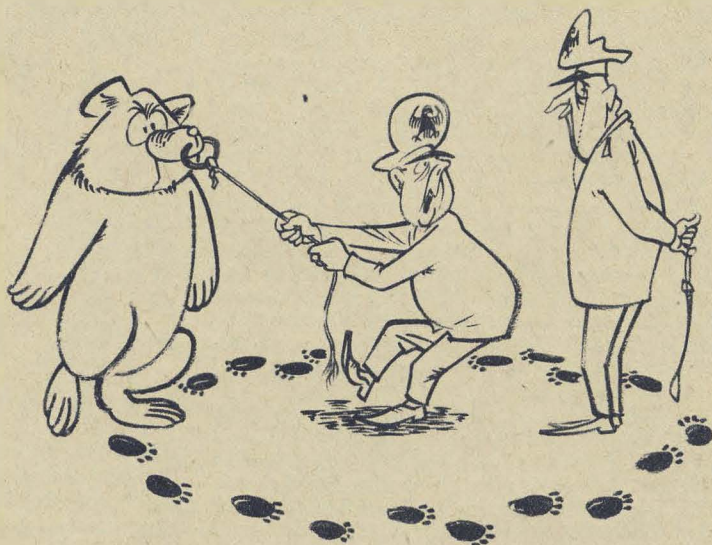
„Sieht im ersten Moment sehr verlockend aus. Keine Trillerpfeife mehr zum Wecken. Jede

Stube hat einen gutbürgerlichen Wecker. Um 7 Uhr wird angetreten. Bis dahin muß alles fertig sein, ohne daß einer aufpaßt. Zum Frühstück und zum Essen geht jeder, wie er will. Abends ist kein Zapfenstreich mehr. Aber frage mich nicht, was dabei rauskommt. Beim Essen gibt's oft Theater. Früh kommen immer einige unrasiert und manchmal noch zu spät zum Dienst. Manche frühstücken überhaupt nicht, weil sie nicht aus der Kojе kommen und machen dann beizeiten schlapp. So gehts auch denen, die nachts oder früh erst in die Kaserne kommen. Den Gruppenführern und Offizieren paßt das natürlich nicht. Drüben in Lützel, in der Falkensteinkaserne, liegt ein Schulkamerad von mir aus Köln. Da gucken sich die Unteroffiziere das Durcheinander grinsend an, dann schleifen sie die Truppen genau wie vorher. Das sollen zwar alles erst Versuche in wenigen Einheiten sein. Aber ich möchte tatsächlich wissen, was sich die da oben dabei gedacht haben“.

„Die da oben“ ist schlechthin die Führung der Bundeswehr und speziell die Schule für Innere Führung, die in dem etwas höher gelegenen Koblenz-Pfaffendorf liegt. Und „die“ haben sich tatsächlich etwas dabei gedacht.

Sicherlich sollen die Neuerungen, um die die Presse viel Wind macht, obwohl sie erst versuchsweise in wenigen Einheiten eingeführt sind, auch jene Wogen des Protestes glätten, die Nagold und der Ex-Wehrbeauftragte Heye in der Öffentlichkeit auslösten. Aber die Innere Führung als Ganzes ist doch weit mehr als ein bloßes Alibi. Bereits kurz nach seinem Amtsantritt trat von Hassel im Sommer 1963 mit „Grundsätzen der Inneren Führung“ an der Koblenzer Schule auf, und sie bestimmen heute die offizielle Linie. „Ob wir tüchtige Soldaten bekommen“, erklärte Hassel, „hängt mit davon ab, wieweit wir verantwortungsbewußte Staatsbürger haben.“ Und er gab die These aus: „Im Mittelpunkt steht der Mensch.“

Natürlich stehen damit nicht menschliche,



„Melde gehorsamst –
Ausbilder Mayer
beim Training
für zeitgemäße
Menschenführung!“



„Wovon mir der Kopf raucht? Ich denke gerade über unseren Weg zur deutschen Wiedervereinigung nach.“

humanistische Ziele im Mittelpunkt. In der Studie des Bonner Generalstabes vom vergangenen Jahr hieß es, daß die Bundeswehr Atomwaffen brauche, weil man nur so „die 17 Millionen Deutschen in der Zone mit dem freien Teil Deutschlands wiedervereinen“ könne. Und Präsident Lübke, der ebenfalls die Koblenzer Schule mit einem Besuch beehrte, forderte ähnlich Kaiser Wilhelm („Ihr müßt auf eure Eltern schießen, wenn ich es euch befehle!“), daß man den Bundeswehrsoldaten so erziehen müsse, daß „er jederzeit bereit ist, auf seine Landsleute im Osten zu schießen.“ Aber offenbar hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß ein durch Drill abgestumpfter und durch blinden Gehorsam erniedrigter Soldat heute auch zur Aggression nicht mehr viel taugt. Und so bemüht sich die Koblenzer Schule um eine „Gefolgschaft aus Einsicht“, um „unverzüglichen und gewissenhaften Gehorsam aus Verantwortungsbewußtsein“.

In der Praxis haben diese Wünsche ihre Grenzen; denn Demokratie und Freiheit passen zur Aggression wie das Weihwasser zum Teufel. Und so steht auch der militaristische Geist der Vorgesetzten dagegen. Aber bis heute haben die Schule für Innere Führung bereits 9000 Vorgesetzte aller Dienstgrade absolviert, und auf die dreifache Kapazität soll sie in nächster Zeit erweitert werden.

Mit fünf von jenen, die laut Hassel zu „freudig bewußten Staatsbürgern“ des Bonner Staates erzogen werden sollen, sitzen wir am Nachmittag im „Weindorf“, einem großen Gartenlokal inmitten der wunderschönen Rheinanlage. Auf der Getränkekarte wird vor allem Rhein- und

Moselwein angeboten. Meine Gäste halten sich allerdings ans „Königsbacher Pilsner“ aus der Koblenzer Brauerei. Bei 69 Mark Wehrsold im Monat kommt man da besser weg.

„Was wissen Sie von der Vorwärtsstrategie...?“ Ich habe meine Frage noch gar nicht zu Ende gestellt, da werde ich schon unterbrochen: „...Vorwärtsverteidigung!“ korrigiert mich einer.

„Gegen wen wollen Sie sich denn verteidigen?“

„Na, gegen den Osten, ist doch klar.“

„Wieso ist das klar?“

„Na, die wollen doch die Weltherrschaft mit ihrem Kommunismus!“

Das ist sicherlich primitiv gesagt, aber die „Information für die Truppe“, eine Broschürenreihe für den politischen Unterricht in der Bundeswehr, drückt das im Heft „Grundbegriffe des Kommunismus“ nicht einmal viel klüger aus: „Der Bolschewismus hat bereits ein Drittel der Menschheit unter seine Gewalt gebracht und proklamiert offen den Herrschaftsdrang über die ganze Welt. Hinter dem Kommunismus steht eine Weltmacht, ein internationales Agentennetz und die stärkste Militärmaschine der Geschichte.“ So wird aus dem offenen Bekenntnis der Kommunisten, daß sie für einen Sieg ihrer Ideen in der ganzen Welt eintreten, und aus der Tatsache, daß die sozialistischen Staaten zu ihrem Schutz gut bewaffnet sind, die Gefahr einer bewaffneten kommunistischen Aggression zusammengeflickt...

Ich halte meinem Gesprächspartner den Satz



„Hurrahhh, ich habe eine Lebensstellung!“

„Du bist also auch Nazi?“

„Nicht nur, ich bearbeite die Bestechungsaffären beim Bundeswehrbeschaffungamt!“

aus der „Studie“ des Generalstabes entgegen. „Das heißt doch Angriff, nicht wahr.“ Gering-schätzig winkt er ab. Und ein anderer platzt in das Gespräch: „Na und?“

„Was heißt: Na und?“

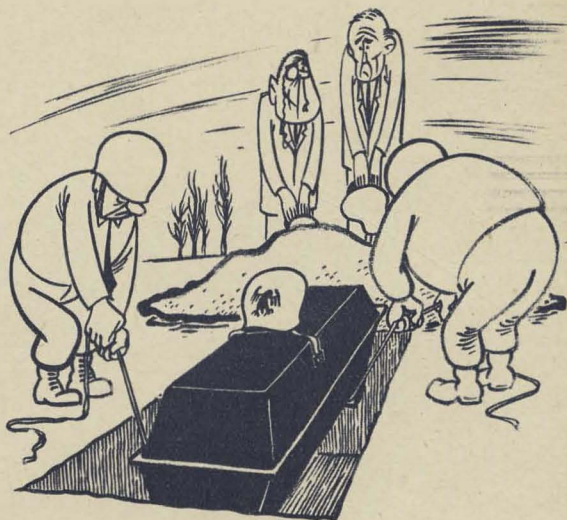
„Na, wenn die in der Zone unterdrückt werden und Not leiden, müssen wir doch was tun!“

Das ist übrigens der Schulkamerad von Wilfried aus der Falkensteinkaserne.

Für mich war auch diese Meinung ein Ausdruck dessen, daß entsprechend dem Bonner „Nahziel“, der Einverleibung der DDR, der Antikommunismus immer mehr zur Anti-DDR-Hetze wird. Man scheut dabei auch nicht vor den größten Lügen und Verdrehungen zurück. So heißt es im Heft „Disziplin – gestern und heute“ aus der Schriftenreihe „Innere Führung“ über die DDR: „Aus den nationalsozialistischen Machthabern wurden kommunistische. Das übrige blieb gleich: Fahnen, Aufmärsche, Propaganda, vormilitärische Ausbildung, Staatssicherheit, KZ, Spitzelwesen, Rechtsbeugung, Mißtrauen.“ Als ob die Geldgeber der Faschisten und ihre Generale und Richter heute nicht am Rhein säßen, als ob Propaganda für die Koexistenz das gleiche wäre wie Propaganda für die „Endlösung der Judenfrage“. Man könnte das beliebig fortsetzen.

Ähnliches höre ich auch auf meine Fragen, wie sie über den Atomminenplan Trettners denken. Meinungen wie: „Wenn der Osten welche hat, brauchen wir auch welche“, über „Ohne Atomwaffen nimmt man uns nicht für voll“ bis zum „Das mit den Minen stimmt ja gar nicht.“ Dabei haben sie die atomare Gefahr in vielfacher Hinsicht direkt vor der Nase. Ihr Korpspionierkommandeur 3, Oberst Messerer, der in der Rheinkaserne residiert, hat bereits an einem der Ausbildungslehrgänge für den Einsatz von Atomminen an der Pionierschule in München teilgenommen. Der Bataillonskommandeur von Wilfried und seinem Kameraden, Oberstleutnant Lene, wird demnächst einen solchen Lehrgang absolvieren. Dann werden sie selbst daran ausgebildet.

In Koblenz laufen viele Fäden der atomaren Aufrüstung zusammen – im „Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung“. Es gilt mit 12 000 Beschäftigten, davon allein 4000 verteilt auf 27 Büros in Koblenz, als die größte Behörde der Bundesrepublik und als „größter Beschaffer Europas“. Tatsächlich ist dieses Amt für die Beschaffung sämtlichen toten Inventars der Truppe zuständig, vom Hosenknopf bis zur Atomrakete und Atommine. Das Amt unterhält in der Bundesrepublik und vielen Ländern Westeuropas Forschungs-, Entwicklungs- und Erprobungsstellen für modernste Waffen und Geräte. Natürlich sind die Industriebosse nicht zimperlich. Geld stinkt nicht! So ist es zu Bestechungsaffären und Betrügereien großen Stils gekommen. Es gibt auch immer wieder Pannen, wie der mißglückte Umbau des amerikanischen Jägers „Starfighter“ zum Jagdbomber oder die U-Boote, die wegen starker Korrosionsschäden wieder aus dem Dienst gezogen werden mußten. Im Ganzen gesehen beeinträchtigt das alles die großzügig geplante Ausrüstung der Bundeswehr zur Atomkriegsarmee jedoch nur wenig.



„Schade drum, gerade hatte ich ihn überzeugt, was bedingungsloser Gehorsam heißt – da starb er!“

Zeichnungen: Klaus Arndt

Allein im Jahr 1963 hat das Amt Verträge im Werte von 7,2 Milliarden West-Mark abgeschlossen. Jährlich werden etwa 27 bis 28 000 Aufträge vergeben. Von 1960 bis 1964 wurden allein für 3,5 Milliarden Mark Atomraketen in den USA gekauft. An hauptsächlichsten Kernwaffeneinsatzmitteln sind zur Zeit im Heer stationiert: „Sergeant“-Raketen (140 km Reichweite), „Honest-John“-Raketen (40 km), Haubitzen 203 mm (32 km), Geschütze 175 mm und 155 mm. In der Luftwaffe sind zwei Jagdbombengeschwader „Starfighter F 104-G“ für Kernwaffeneinsatz in der operativ-taktischen Tiefe, sowie 300 andere für Kernwaffeneinsatz geeignete Flugzeuge im Dienst. Für die Kriegsmarine werden drei Raketenzerstörer in den USA gekauft, drei weitere werden auf westdeutschen Werften gebaut. Als nächstes ist die Aufstellung zweier Geschwader mit „Pershing“-Raketen (800 bis 1000 km Reichweite) vorgesehen. Die Raketen wurden bereits in den USA bezahlt...

Bezahlt wird mit den Steuergeldern der Arbeiter. Aber sie selbst und ihre Söhne sollen auch damit schießen. Und es ist immer wieder erschreckend, daß die Masse der jungen Leute, die durch die Mühle des Militarismus gehen, das auch tun würden. Das skizzierte Gespräch sagte schon viel. Dabei erklärt mir Wilfried, als wir wieder allein waren: „Die beiden, die den Mund nicht aufgemacht haben, sind von dem Typ, der gar nichts sagt, aber alles mitmacht. Na, und die ganz Scharfen habe ich dir gar nicht erst mitgebracht, mit denen kann man nicht mal reden. Wenn die irgendwas vom Osten hören, sehen sie rot.“

Und nach einer Weile setzte er nachdenklich fort: „Und ich? Ich weiß auch nicht, was ich mal machen sollte. Ich stecke doch mitten drin.“ Wenn Wilfried das schon sagt...

Mixed Pickles



Illustrationen: Horst Bartsch



In der Dienstvorschrift für die weiblichen Angehörigen einer orientalischen Armee heißt es: „Kameradinnen, achtet stets auf eure Uniform! Wenn ihr in eine Situation geratet, in der die Ehre unserer Uniform auf dem Spiele steht, dann zieht sie aus!“



Bei der Marine-Akademie Annapolis ging folgende Anfrage ein: „Trifft es zu, daß Ihre Wäscherei die Unterkleidung der Kadetten besonders stark stärkt, damit sie bei Paraden so schön stramm stehen können?“
Einsenderin war Ann Barnes (21).



In Philadelphia klagte Captain Fred Middelfield auf Scheidung seiner Ehe, weil ihn seine Frau jeden Morgen mit einem nassen Schwamm aus seinen Träumen reißt.
Das Gericht lehnte die Klage mit der Begründung ab: „In unserem Zeitalter muß ein Offizier starke Nerven haben.“



Steve Hardina aus Ventura (Ohio) schleuderte auf dem Kasernenhof stolz seinen Tambourstock in die Luft, und schon machte es — zisch! Im gleichen Augenblick geschah folgendes: In zehn Häuser-



Endlich gelang es der Polizei von Trondheim, den „Briefkastenschreck“ festzunehmen. Monatelang waren dort Hausbriefkästen erbrochen und die Post entnommen worden. Am nächsten Tage lagen jedoch die geöffneten Briefe wieder im Kasten. Keiner fehlte.

Der Übeltäter ist der Unteroffizier Jens Ohlsen (24). Als Grund sagte er dazu aus: „Ich lese so schrecklich gern Liebesbriefe und bekomme nie weiche...“



ine Sturmböe blies den Matrosen Jack Dyson von Bord eines Zerstörers in die eisige See vor Schottland. Man gab für sein Leben keinen Penny mehr. Jack tauchte aber dennoch auf und wurde an Deck gezogen. Sein erstes Wort war: „Unser Kahn muß unter der Wasserlinie mal dringend gestrichen werden...“



in Artillerie-Major war bei der Marine eingeladen. Die scharfen Sachen der kühnen Seefahrer warfen ihn glatt um. So stolperte er gegen Morgen aus dem Kasino. In der Tür stand ein Uniformierter, den er für den Portier hielt. „Eine Tazel Schnell!“ forderte der Major. „Sie irren“, meinte der andere, „ich bin Seeoffizier!“ „Mir egal!“ japste der Major. „Dann eben einen Dampfer!“



ei einem Manöver auf der Insel Bornholm starb die Sau eines Bauern vor Schreck. Ob es an den lautstarken Kommandos oder einer Maschinen-gewehrsalve lag, sollte der Veterinär feststellen. Durch einen Irrtum landete jedoch das arme Schwein in der Küche der Kaserne. Als hier der Tierarzt eintraf, konnte er nur noch vom Braten kosten.



ei der Musterung meinte Mucke aus Bonn: „Ich bitte mich freizustellen, da ich verheiratet bin und fünf Kinder habe!“

„Was noch?“

„Ich habe achtttausend Mark Teilzahlungsschulden, die ich erst verdienen muß!“

„Und außerdem?“

„Meine Gesundheit ist miserabel.“



„Noch was?“

„Mir ist die ganze Bundeswehr zuwider!“

„Soso“, entschied da der Musterungsarzt, „dann sind Sie also ein ganz normaler Fall! Tauglich!“



eldwebel Fiedler hat eine Stimme, die Tote erwecken kann. Gestern war es besonders schlimm.

„Wer brüllt denn da wie ein Stier?“ fragte der Hauptmann den Spieß.

„Das ist Feldwebel Fiedler, Herr Hauptmann. Er spricht gerade mit Köln!“

„Na und? Warum benutzt er da eigentlich nicht das Telefon?“



n einer Kopenhagener Zeitung erschien die nachstehende Anzeige: „Gleichberechtigungsfanatiker (z. Z. Soldat) sucht Bekanntschaft mit berufstätiger und pensionsberechtigter Frau, die ihm nach seiner Dienstpflicht eine gesicherte Zukunft bieten kann.“

ast drei Jahre lang bettete in den Straßen von Rom ein Mann, der auf der Brust das Schild trug: „Völlig blind!“

Durch eine Zeitungsnotiz mit Bild wurde in diesen Tagen festgestellt, daß der gleiche Mann zur gleichen Zeit im „Klub ehemaliger Gebirgsjäger“ zweimal Schützenkönig geworden war.



er flotte Bill traf nach Ableistung seiner Dienstpflicht eines Tages seinen früheren Hauptfeldwebel in der Subway wieder. Er betrachtete sich sehr eingehend den einst so Gefürchteten — da kam ein Glitzern in seine Augen: An der Uniform des Feldwebels fehlte ein Knopf.

„Hallo!“ rief da der flotte Bill.

„Sie fangen wohl auch schon ganz privat mit der Abrüstung an, was?“

MILITÄRTECHNISCHE *Heute*

Farbe: „Vert-Armée“

Diese Farbbezeichnung erhielt das Gemisch aus den Farben Oliv, Grün, Orange und Braun, mit dem der neue französische Kampfanzug gefärbt ist. Die Entwicklungsarbeiten sind im wesentlichen beendet. Der Kampfanzug wurde aus einem leichten Baumwollsatın gefertigt, das wasserabstoßend und nicht einlaufend ist und den erforderlichen Rückstrahlwert für Infrarotlicht besitzt.

Glasfaser als Filtereinsatz

In Japan ist eine außerordentlich dünne Glasfaser (Durchmesser $\frac{1}{2}$ Mikrometer) hergestellt worden, deren Reißfestigkeit fünfmal höher als die der bisher bekannten Faser ist. Die Temperaturbeständigkeit geht bis 500 °C; ferner ist diese Glasfaser chemikalienbeständig. Das Produkt wird vorwiegend als Filterstoff und als Verstärkung von Platten eingesetzt.



„Tatra“-Achtrad-LKW

Die Tschechoslowakische Volksarmee erprobt gegenwärtig ein schweres geländegängiges Räderfahrzeug, das in den „Tatra“-Werken entwickelt wurde. Das Fahrzeug, ein Frontlenker mit vier Achsen und großem Fahrerhaus, ist als Artilleriezugmittel vorgesehen. Einzelheiten sind noch nicht bekannt geworden.



Das Neueste von 1924

„Das Neueste“, was bei den englischen Tankmanövern 1924/25 zu sehen war, „ist der mit drahtloser Telegraphie ausgerüstete Tank“. So schrieben seinerzeit die Zeitungen und veröffentlichten dazu das untenstehende Bild.

In der Tat, für damals, so wenige Jahre nachdem der Panzerkampfwagen gerade den Kinderschuhen entwachsen war, das Neueste. Und doch reihen wir jene Entwicklung unter „Anno Tobak“ ein, weil gerade die Panzerwaffe in den letzten 40 Jahren einen so enormen Aufschwung zur technischen Vollkommenheit genommen hat. Was damals bestaunt wurde, wird heute nur noch belächelt ob der Unförmigkeit und Sperrigkeit. Man sollte aber nicht vergessen, daß alles „klein“ angefangen hat — auch die Funkausrüstung der Panzer. So stützt sich die gegenwärtige moderne Militärtechnik in großem Maße auf die Erfahrungen mit der alten Kriegstechnik, die auf ihre Art wegberaubend war.

Das gepanzerte Fahrzeug, das diese einfache

Antenne trug, um die Funkwellen einzufangen, war das britische Transportmittel Dragon Mk II, ein Vollkettenfahrzeug für Schützenbeförderung. Es war aus dem Dragon I — einem ungepanzerten Kettenschlepper (1922) — hervorgegangen. Der Dragon II hatte eine Masse von 8 t, konnte 9 Mann transportieren und wurde von einem 90-PS-Motor angetrieben. 35 km/h war die maximale Geschwindigkeit, die auf Straßen erreicht wurde.

K. E.

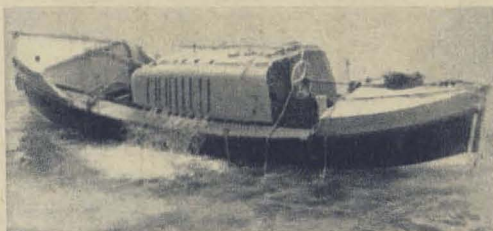


Jugoslawische MPi

Eine Maschinenpistole jugoslawischer Konstruktion ist das Modell M 56. Sie wurde 1964 in die Bewaffnung eingeführt. Die Waffe ist ein Gasdrucklader mit abklappbarer Schulterstütze und Stangenmagazin (30 Patronen). Auf den Lauf kann ein Bajonett aufgepflanzt werden. Das Kaliber beträgt 7,62 mm, die Masse der MPi, ohne Magazin, rund 3 kg. Die Abmessungen liegen in den international gebräuchlichen Grenzen. Der MPi-Schütze führt mehrere Magazine mit sich.



tol CH-47 A „Chinook“ ein. Dieser Hubschrauber besitzt zwei Turbinenluftstrahltriebwerke (Lycoming T-55-5) mit einer Leistung von je 2230 PS und zwei dreiblättrige gegenläufige Tragschrauben. Der Rumpf ist so breit ausgelegt, daß eine Wasserlandung möglich wird. Die Tragfähigkeit auf Kurzstrecken beträgt 7 t, auf Entfernungen bis zu 320 km bis 3 t Last.



Kongsberg-Gewehr G-3

Die Bonner Armee hat die ersten Gewehre des Typs Kongsberg G-3 (norwegisches Fabrikat) erhalten. Die Waffe wird als Einheitsgewehr bezeichnet. Insgesamt werden 100 000 Gewehre im Zeitraum von drei Jahren an die Bundeswehr geliefert. 1965 sollen etwa 22 000 G-3-Gewehre ausgeliefert sein.

Panzertransporter

In nächster Zeit soll über die beste Vorlage eines Panzertransporters für den „deutsch-amerikanischen Kampfpanzer 70“ entschieden werden. Gegenwärtig arbeiten westdeutsche und amerikanische Firmen an der Studie für dieses Projekt. Das Transportmittel soll als deutsch-amerikanische Gemeinschaftsproduktion gebaut werden und den westdeutschen Straßenverkehrsbestimmungen entsprechen.

Vertol H-21 wird abgelöst

Die Luftstreitkräfte der USA führen an Stelle des Hubschraubers Vertol H-21 den neuen Ver-

Kentertest

Das 11,10 m lange Oakley-Rettungsboot, das in den USA entwickelt wurde, ist kürzlich umfangreichen Kentertests unterzogen worden. Indem der Wasserballast in Richttanks geleitet wird, richtet sich das Boot nach dem Kentern selbstständig wieder auf. Die Fotos veranschaulichen den Vorgang: Das Boot kentert nach Steuerbord und dreht sich um 360°.

Bei den „DJOUNOU“ in Algerien

Von Ralf Bergemann

Vom 28. Juli bis zum 7. August treffen sich Jugendliche aus aller Welt in der algerischen Hauptstadt. Mit eigenen Augen werden sie sehen, wie schnell sich ein Land verändern kann, das sich vom imperialistischen Kolonialjoch befreite – auch wenn das erst wenige Jahre her ist. Immer häufiger erhalten jedoch auch wir Fragen über die Entwicklung in der Demokratischen Volksrepublik Algerien und über die Armee der jungen Republik. Es soll unser Beitrag zur Vorbereitung der IX. Weltfestspiele sein, in diesem und im folgenden Heft einige der Fragen zu beantworten.

D. Red.

Der AMX 13 (oben) wurde den französischen Kolonialsoldnern abgenommen. Brav fährt er jetzt neben den T 34 und T 54 (rechts) der algerischen Volksarmee.



Gardimau ist ein kleines tunesisches Landstädtchen hart an der algerischen Grenze. Niemand sprach je von dem Ort, bis die algerische Nationale Befreiungsarmee (ALN) dort ihren Generalstab einrichtete. Von Gardimau gingen die Fäden rüber ins Kampfgebiet der Freiheitskämpfer. Und in Gardimau traf ich Hauptmann F., einen verantwortlichen Offizier des Politischen Kommissariats der algerischen Armee. Gerade war der Waffenstillstand mit Frankreich unterzeichnet worden, aber noch wütete in Algerien die OAS, noch übte die französische Armee in weiten Teilen des Landes die Kontrolle aus – bis auf die Gebiete, die von der ALN während des Krieges befreit worden waren und in denen, so hatte man es mir berichtet, schon das neue algerische Leben begann.

„Es ist natürlich keine Touristenreise“, sagte mir Hauptmann F. „Aber wenn Sie wollen, dann können Sie gern zu unseren Leuten in die befreite Zone fahren. Aber natürlich nicht in Ihrem Anzug mit Schlips und Halbschuhen.“

Wenig später saß ich in einem Jeep. Von meinen drei Armee-Begleitern unterschied ich mich eigentlich nur noch durch Körpergröße und Leibesumfang. Man hatte lange nach passenden Uniformstücken für mich suchen müssen. Aber die Uniform war eben im neuen Algerien damals Legitimation.

Endlich waren wir am ersten Ziel unserer Fahrt. Eine französische Festung, von der ALN befreit. Der Chef einer jetzt dort stationierten algerischen Kompanie begrüßte mich herzlich. Er hatte schon gehört, daß ich aus der „RDA“, der DDR, komme, aus einem Land also, das Algeriens Befreiungskampf immer unterstützt hat. „Schauen Sie sich alles an, wir haben keine Geheimnisse vor Ihnen“, sagte er mir.



Ralf Bergemann (rechts) auf dem Wege in die befreite Zone (Frühjahr 1962).

Auf dem Innenhof hatten sich die wachfreien Mannschaften in drei Gruppen aufgeteilt. Die einen reinigten Waffen. Andere verlasen Erbsen für das Mittagessen. Eine dritte Gruppe schließlich saß im Halbkreis um einen Offizier. Jeder dieser Männer hatte ein Schreibheft vor sich und malte mit teils noch recht ungeschickten Händen die ersten Buchstaben seines Lebens.

„Achtzig Prozent unserer Menschen sind Analphabeten“, sagte mir der „Lehrer“. „Jetzt müssen wir anfangen, wo der Krieg aus ist.“ Aber er selbst hatte auch erst während des Krieges schreiben gelernt, während der wenigen Ruhestunden zwischen den Kämpfen.

Unsere Fahrt ging weiter. Nach einigen Stunden kamen wir an einen Stacheldrahtzaun. Er





Vor nicht allzulanger Zeit gehörte dieses alte Fort noch den Franzosen. Ein optischer Kontrast dazu: die Soldaten mit dem modernen sowjetischen überschweren MG vom Kaliber 12,7 mm.

war mehrere Meter dicht und bis vor kurzem elektrisch geladen. Denn er umgab eines der vielen französischen Konzentrationslager, in denen die Menschen der Umgebung zusammengepfercht waren. Dann aber war die ALN gekommen und hatte das Lager befreit. Doch die Menschen konnten nicht zurück in ihre Dörfer. Die „Taktik der verbrannten Erde“ der Franzosen hatte nur noch Trümmer hinterlassen. Nun beschlossen die Menschen, sich aus dem KZ ein neues Dorf zu machen. Wieder half die ALN. Offiziere organisierten den Bau neuer Häuser. Soldaten schafften Ackergeräte herbei und entfernten unter Einsatz ihres Lebens die Minen von einigen Feldern.

Immer wieder beeindruckte mich eines: Armee und Bevölkerung arbeiteten Hand in Hand. Echte Freundschaftsbande herrschten. Wohin wir auch damals kamen, unsere Uniform genützte: Überall gab es Umarmungen, in alle Hütten wurden wir gebeten.

Als ich nach dieser eindrucksvollen Fahrt wieder mit Hauptmann F. zusammensaß, meinte er, diese enge Verbundenheit sei wohl die natürlichste Sache für einen Algerier. „Wissen Sie“, sagte er, „unsere Soldaten und Offiziere kommen in ihrer überwiegenden Mehrheit, ja, man kann sagen fast ausnahmslos, aus den einfachsten Schichten unseres Volkes. Es sind Landarbeiter und Kleinbauern, die während des Krieges zu uns stießen, dieser oder jener kommt vielleicht auch aus der Familie eines kleinen Kaufmanns oder Angestellten. Aber was hieß das schon im kolonisierten Algerien.

Alle waren unterdrückt und ausgebeutet. Es ist ja auch interessant in Algerien, daß es bei uns eine Bourgeoisie so gut wie überhaupt nicht gab. Unsere Armee kommt eben aus dem Volke. Und jene, die damals 1954 als erste die Waffen gegen den Feind erhoben, das waren hier drüben im Aures-Gebirge die Ärmsten der Armen. Sie bestimmten den Aufbau unserer Armee.“



So erzählte es mir Hauptmann F. im Frühjahr 1962, als der Befreiungskrieg beendet wurde. Oft traf ich den jungen Offizier in den folgenden Jahren. Seine Armee heißt jetzt „Nationale Volksarmee“. Sie schützt den Aufbau des algerischen Staates in Richtung auf den Sozialismus und ist mit modernen Waffen ausgerüstet, die zum größten Teil aus den sozialistischen Ländern kommen, hauptsächlich aus der Sowjetunion.

Mit Hauptmann F. erlebte ich vor einigen Monaten die erste große Parade der NVA Algeriens. Auf einem großen Boulevard der Hauptstadt Algier zogen stundenlang die Einheiten an uns vorüber: Elitetruppen, Fallschirmjäger, Kadetten, Sahara-Truppen auf Pferden und Kamelen. Aber auch lange Kolonnen leichter und schwerer Artillerie, Luftabwehreinheiten, Nachrichtentruppen, Panzer, Pioniere. Über uns kreisten MiGs und moderne Hubschrauber der jungen algerischen Luftwaffe. Draußen auf dem Mittelmeer patrouillierten die ersten Schiffe der Marine.

Die Kämpfer aus der Kriegszeit bilden den Kern der NVA. Die jungen „Djounoud“, die Soldaten, sitzen nicht mehr zwischen verkohlten Mauern einer ehemaligen Festung, um die Grundbegriffe des Abc zu lernen. Die algerische NVA verfügt über moderne Militärschulen und -akademien. Auch eine Kadettenschule fehlt nicht. Ein Teil der Offiziere erhält eine gründliche Ausbildung in der Sowjetunion und anderen sozialistischen Ländern. Auch die Vereinigte Arabische Republik trägt zum Aufbau der algerischen Streitkräfte bei.

Hauptmann F. kann seinen Stolz über diese Entwicklung nicht verbergen. Er hätte auch keinen Grund dazu.

Dann ist die Parade vorüber. Das Kettengerassel der Panzer verliert sich in der Ferne. Da kommt schweigend eine Gruppe Männer den Boulevard entlang, den eigentlichen Abschluß bildend. Die Leute tragen altmodische Gewehre, ihre Kleidung ist zerschlissen. Der Jubel von zehntausenden Zuschauern brandet auf: Es sind die ersten Kämpfer von 1954, wenigstens die, die übriggeblieben sind. Noch einmal haben sie ihre alten Sachen hervorgeholt, um den Kontrast zwischen den Anfängen der algerischen Streitkräfte und der gerade vorübergezogenen modernen Armee so recht deutlich zu machen. In diesem Moment verstummt das Gespräch der westlichen Militärattachés neben uns. Die Herren sind nachdenklich geworden? Jedenfalls sollten sie nachdenken, was ein Volk vermag, wenn es seine Unabhängigkeit erringt.

Bliebe eigentlich nur noch eine Sache zu er-

wähnen. Eine Kleinigkeit, scheint es im ersten Moment. „Auf unseren Schulen und in den Ausbildungsstätten sind nicht nur Algerier“, sagt Hauptmann F. „Sie können auch schwarzhäutige Soldaten dort antreffen. Freiheitskämpfer aus Angola und anderen noch unterdrückten Ländern unseres afrikanischen Kontinents. Wir betrachten es als unsere Pflicht, auch ihnen zu helfen, die Freiheit zu erringen wie wir sie errungen haben.“

Ja, und das ist nun keine Kleinigkeit mehr. Das ist ein echter Beweis für tatkräftige Solidarität der Völker im antikolonialistischen und anti-imperialistischen Befreiungskampf. Algerien verändert eben sein Gesicht, und am Beispiel der Armee ist es besonders deutlich zu erkennen.

Im nächsten Heft lesen Sie eine Reportage über die algerische Kadettenschule

Stichwort ALGERIEN

Algerien hat etwa 11 Millionen Einwohner. Es liegt in der Mitte der nordafrikanischen Staatengruppe mit dem Mittelmeer als nördliche Grenze. Die angrenzenden Staaten sind Marokko, Tunesien, Libyen, Niger, Mali und Mauretanien.

Die Gesamtfläche des Landes beträgt 2 352 000 km², etwa 22mal mehr als die DDR. Jedoch sind neun Zehntel des Landes unfruchtbar oder nur als dürrtiges Weideland der Nomaden zu benutzende Gebiete. Die Sahara Algeriens hat 2 086 900 km².

Im Norden Algeriens sind weite Flächen fruchtbaren Landes. Die französischen Kolonialisten schufen hier eine ausgeprägte Form des Großgrundbesitzes. Hauptanbauprodukte sind Wein, Getreide, Gemüse und Südfrüchte. Die Viehzucht (hauptsächlich Schafe) ist hochentwickelt. Weite Gebiete des Nordens sind bewaldet; jedoch verbrannten die Kolonialisten während des Krieges viele tausend Hektar Forst.

Die Industrie ist nur in den großen Städten entwickelt (Lebensmittel, Kork, Papier, Glas, Leder, Tabak, Kunstdünger, Eisen- und Metallwaren, Textilien und Zement, Baumaterial). Algerien verfügt über gewaltige Bodenschätze. Bei Erdöl und Erdgas gehört es zu den führenden Ländern. Außerdem gibt es reiche Vorkommen an verschiedenen Erzen. Noch werden die Bodenschätze auf Grund der Verträge von Evian, die Algerien die politische Unabhängigkeit gaben, fast ausschließlich von Frankreich ausgebeutet.

Frankreich begann 1930 mit der Unterwerfung Algeriens. 1954 begann der Freiheitskampf, der 1962 siegreich für die Algerier endete.

Die FLN, die Partei des algerischen Volkes, stellt nun folgende Ziele für den jungen Staat: Festigung der politischen Unabhängigkeit, Erringung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, enge Zusammenarbeit mit den sozialistischen Ländern und den Nationalstaaten, Schaffung der Grundlagen des nichtkapitalistischen Weges zum Sozialismus.



Das sind einige der ersten Kämpfer des Jahres 1954. Noch einmal holten sie zur ersten großen Parade in Algier ihre alten Waffen und „Uniformen“ hervor, um die Entwicklung der Nationalen Volksarmee Algeriens seitdem zu demonstrieren.



Der Wachposten an einer Bootsanlegestelle hat vor dem Auslaufen von Sportbooten folgende Dokumente zu prüfen: Den Befähigungsausweis, die Bootspapiere und den Deutschen Personalausweis (aus der DV 30/9).

„Nach dem Befähigungsausweis hättest du nicht zu fragen brauchen, Ulli, so was sieht man doch auf Anhieb.“

Zeichnung: Kurt Klamann

Was zählt der DANK vor der Front?



Der Soldatenmund — originelle, drastische Sprachbilder bevorzugend — nennt es einen „Blick in die Sonne“, was streng dienstvorschriftlich (DV 10/6, Abschnitt II, Ziffer 23, Buchstabe a) als „Aussprechen des Dankes vor der Front oder im Befehl“ bezeichnet wird.

AR besuchte fünfundzwanzig Kompanien, ließ sich dort die Disziplinar-Statistiken zeigen und rechnete aus: Von den 644 Belobigungen, die dort binnen zweier Monate ausgesprochen wurden, waren 304 (47 Prozent) besagte Dankesworte. Eine ganz hübsche Summe — eine Summe allerdings, „für die man sich nichts kaufen kann“ wie Kanonier Hans-Dieter Bergmann, 25, bemerkt. Unteroffizier Detlef Beetz, 21, macht die gleiche Rechnung auf, wenn er sagt: „Davon habe ich nichts!“ Andere Genossen urteilen ähnlich. Obermatrose Gerd Deparade, 21, schließt das Passiv-Saldo mit dem Einwurf ab: „Sicher haben Belobigungen dieser Art einen hohen ideellen Wert. Aber wer fragt heute noch danach? Ideelle Werte sind eben nicht mehr populär.“

Wirklich nicht?

Das zu ergründen, stellte ich 164 Genossen die Frage, ob sie sich *nur* dann über eine Belobigung freuen, wenn ihnen daraus handfeste Vorteile erwachsen. Die Antwort ist deutlich: Immerhin erklärten 72 Prozent, daß sie auch ein Lob ohne materiellen Anreiz freudig berühre. „Mit dem Dank vor der Front werden doch gleichfalls gute Leistungen gewürdigt“, entgegnet Gefreier Manfred Utecht, 24. „Mich freut jedes Lob, gleich welcher Art“, gesteht Unteroffizier Reinhard Hebenbrock, 20. „Man fühlt sich bestätigt und wird angespornt, seine Sache noch besser zu machen — vielleicht sogar so gut, daß es später mal zum Sonderurlaub reicht“, bekennet Flieger Kurt Kunz, 23.

Es wurde in Zweifel gestellt, daß ideelle Werte — und damit auch Lob ohne besondere Vergünstigungen — im Zeitalter der ökonomischen Hebel und materiellen Interessiertheit noch etwas gelten. Sicher „sind Sonderurlaub oder verlängerter Ausgang attraktiver“, meint Soldat

Hans-Günther Heyn, 26. Ist damit aber moralisches Lob ganz und gar hinfällig geworden? Manche Genossen, darunter auch Leutnant Siegbert Kaiser, 27, und Major Kurt Schultz, 32, vertreten diese Meinung. Andere Offiziere, wie etwa Unterleutnant Wolf Döring, 25, und Oberleutnant Ernst Starczyk, 28, glauben sogar, sie machten sich „lächerlich“, wenn sie sich vor ihren Zug stellen und „lediglich einen Dank vor der Front zu vergeben haben“. Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, die Soldaten würden darob spontan in hellen Jubel ausbrechen. Andererseits bezweifle ich aber, daß es sie kalt läßt. Eher ist es wohl so, daß sie sich — um mit dem Gefreiten Horst Peters, 22, zu sprechen — „zwar nicht gerade lauthals freuen, das anerkennende Wort im Innern aber durchaus eine gute, positive Resonanz auslöst“. Auch in unserem Jahrhundert gilt das alte Heine-Wort: „Die Jugend ist uneigennützig im Denken und Fühlen und sie denkt und fühlt deshalb die Wahrheit am tiefsten.“

Gerade die Belobigungsarten mit moralischem Anreiz aber sprechen zuallererst die Gefühle der jungen Soldaten an. Admiral Waldemar Verner nennt hierbei besonders „ihr Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Gesellschaft, ihren gesunden Ehrgeiz, ihren berechtigten Stolz auf eigenes Wissen und Können und auf hohe Leistungen.“ Mit einer Belobigung werden „sinnvolle Initiative, Fleiß, gute Taten und außergewöhnliche Erfolge im Dienst anerkannt und gewürdigt“, fügt der Stellvertreter des Ministers hinzu. „Wenn es Zugführer gibt, die da meinen, sie machten sich lächerlich, wenn sie Genossen mit einem Dank vor der Front belobigen, so kann ich ihnen in keiner Weise beipflichten. Sie bestätigen damit indirekt, daß sie für ihre Soldaten noch nicht zu einer geachteten Autorität und Erzieherpersönlichkeit geworden sind. Der moralische Wert eines Lobes aber wird in jedem einzelnen Fall weitgehend von der Persönlichkeit des Vorgesetzten mitbestimmt. Ist er seinen Genossen in der Tat ein erstrebenswertes Vorbild, hat er ihr Vertrauen, genießt er ihre Wertschätzung — dann bekommt

selbst das kleinste Lob aus seinem Munde Gewicht.“

Womit wir bei der Frage wären, was das Lob des Gruppenführers zählt – des unmittelbaren Vorgesetzten der Soldaten also, dem es laut Disziplinarvorschrift nur möglich ist, mit einem Dank vor der Front bzw. der Streichung einer früher verhängten Strafe zu belobigen.

Die Antworten bestätigen das Vorhergesagte. So urteilt Soldat Uwe Drähn, 21: „Mein Unteroffizier kann etwas und exerziert alles, was er von uns verlangt, vor. Er ist ein guter Kamerad, gerecht und hilfsbereit. Wenn er lobt, dann hat das Hand und Fuß. Deshalb wird er ernst genommen und von allen geachtet. Sein Wort gilt etwas, und noch mehr eine Belobigung von ihm.“ Im gleichen Sinne äußern sich Gefreiter Herbert Klett, 22, und Soldat Bernd Woblack, 23, sowie Gefreiter Manfred Leisker, 26.

Für manchen mag es erstaunlich klingen: Aber es gibt viele Soldaten (69 Prozent von 164 Befragten), die sagen, daß sie sich ehrlich über eine Belobigung ihres Gruppenführers freuen – würden. Ja, würden! Denn in den fünfundzwanzig von uns besuchten Kompanien konnten wir nur hinter 10 Prozent aller Belobigungen den Vermerk finden: Ausgesprochen vom Gruppenführer.

Die Betroffenen selbst erklären ihre Zurückhaltung vor allem damit, daß ihre „Disziplinarbefugnisse zu niedrig“ wären (Unteroffizier Harald Teske, 22, und Maat Werner Dornbusch, 20). Die Tatsachen zeigen allerdings, daß selbst die vorhandenen Möglichkeiten nur ungenügend ausgeschöpft werden. Weshalb das nicht geschieht, versuchte mir Unterwachtmeister Ingolf Kanderra, 24, begreiflich zu machen, den sich vierzehn Unteroffiziere verschiedener Waffengattungen, mit denen ich mich im Dresdner Haus der Armee unterhielt, zu ihrem Sprecher erkoren hatten: „Womit sollen wir denn belobigen? Ein popliger Dank vor der Front juckt die Soldaten doch überhaupt nicht. Die wollen ja nur Sonderurlaub!“

Ein Teufelskreis?

Mitnichten.

Der „Blick in die Sonne“ ist, ebenso wie andere Belobigungsarten ohne materielle Anreize, gar

nicht so unpopulär. Das Mißvergnügen etlicher Genossen richtet sich mehr gegen die Art und Weise, in der oftmals noch „gelobt“ wird.

Mit Recht moniert Flieger Rolf Heinke, 26, daß in seiner Einheit „recht formal belobigt“ wird, d. h. „Selbstverständlichkeiten ernten teilweise dieselbe Anerkennung wie hervorragende Leistungen. Außerdem werden in vielen Fällen nicht die Gründe genannt, warum dieser oder jener Genosse eine Belobigung kriegt.“ Gefreiter Herbert Bätz, 21, führt einen ausgesprochenen Schildbürgerstreich an: „Ich wurde von Hauptmann Grimm belobigt. Leider erfuhr ich davon nur auf Umwegen, nämlich über den Schreiber des Hauptfeldwebels.“ Obermatrose Heinrich Hanke, 22, berichtet: „Vor dem letzten Schießen wurde uns ganz allgemein gesagt: ‚Strengt Euch an, damit etwaige Strafen hinterher gestrichen werden können!‘ Nun ist es aber so, daß die wenigsten Genossen eine Strafe haben.“ Ebenso beschwert sich Matrose Günther Wolfgang, 20, daß vielfach mit unterschiedlichem Maß gemessen wird: „Bei uns müssen sich die neuen Genossen zum Beispiel weitaus mehr anstrengen, um belobigt zu werden, als die ‚Alten‘.“ Und Kanonier Willi Drechsler, 25, ist unzufrieden, weil „man mit der Belobigung meistens bis zu irgendeinem Feiertag wartet, anstatt die Auszeichnung unmittelbar nach einer guten Leistung vorzunehmen.“

Gegen diese Praxis wendet sich Generalmajor Horst Stechbarth: „Das Lob des Vorgesetzten – zur rechten Zeit und für die richtige Leistung ausgesprochen – stärkt das Selbstbewußtsein des Soldaten und befähigt ihn, seinen Dienst schöpferischer, mit mehr Initiative und Einsatzfreude zu versehen. Sehr wesentlich erscheint mir dabei, daß die Anerkennung sofort nach einer lobenswerten Leistung erfolgt.“

Was man sonst gemeinhin von der Strafe verlangt, sollte eigentlich mehr beim Lob gelten: Es muß der guten Tat auf dem Fuße folgen – dergestalt etwa, wie Gefreiter Volker Langner, 24, erzählt: „In unserer Gruppe blieb ein Genosse lange Zeit regelmäßig an der Sturmbahn hängen. Er gab sich die redlichste Mühe, versagte aber immer wieder. Bis er es dann mit viel Fleiß und Schweiß eines Tages doch ge-

Illustrationen:
Harri Parschau



schaft hatte und zum ersten Mal auf eine gute Zeit kam. Unser Gruppenführer hat ihn gleich an Ort und Stelle belobigt. Wir fanden das alle in Ordnung und freuten uns mit ihm.“

Lob – wie auch Tadel – richtig und mit erzieherischer Wirksamkeit anzuwenden, ist gar nicht so leicht, sondern, nach Lenin, „eine schwere Sache“, bei der man „mit Geduld und Geschick vorgehen“ muß. Das verlangt großes Einfühlungsvermögen und Fingerspitzengefühl. Man sieht's an dem, was Gefreiter Dietrich Springer, 26, zu unserem Thema beizusteuern hat: „Manchmal müßten die Belobigungen besser und vor allem überlegter ausgewählt werden. Verlängerter Ausgang, allgemein eine sehr beliebte Sache, reizt mich beispielsweise überhaupt nicht. Ich bin verheiratet und meiner Frau treu. Was soll ich also damit? Wenn ich mal raus will, reicht mir die ohnehin zur Verfügung stehende Zeit.“

Fazit: Es geht nicht nur darum, Lobenswertes schlechthin zu loben, sondern auch stets das richtige Maß zu finden. Einmal von der Seite her, wie eine Leistung zu bewerten ist, zum anderen, wie sie am passendsten gewürdigt werden kann. Selbstverständlich ist die Auswahl einer Belobigung kein Wunschkonzert. Ohne Zweifel aber eine Aufgabe, die mehr Überlegung erfordert als manche Genossen bisher darauf verwenden.

Soldat Dieter Raue, 19, würde bei der Belobigung mit einem Brief an die Eltern bzw. an den Betrieb beispielsweise mehr Wert auf ein Schreiben an seine ehemaligen Arbeitskollegen legen, weil es ihm gewichtiger und wertvoller erscheint. Müßte das sein Kommandeur nicht wissen? Und müßte der Vorgesetzte des Soldaten Horst Schumacher, 25, nicht wissen, daß Horst eine Mitteilung an seinen Betrieb sogar einem Tag Sonderurlaub vorziehen würde?

Bei näherem Hinsehen ist es fast nirgendwo der Widerspruch: Hier Belobigungen mit materiellem, dort – und vielleicht noch ganz weit darunter – Belobigungen mit moralischem Anreiz. Der Soldat ist für jedes Lob empfänglich. Was er – mit Recht! – verlangt, ist etwas anderes: Hinter der Belobigung muß eine echte Leistung stehen, sie soll individuell ausgewählt sein sowie im würdigen Rahmen und unmittelbar nach

der lobenswerten Leistung ausgesprochen werden. Was dazu hinsichtlich der administrativen Voraussetzungen zu tun ist, wurde und wird getan. So prüft das Ministerium für Nationale Verteidigung gegenwärtig eine Anregung von Major Werner Jarchow, der vorschlägt, für „das Foto vor der entfalteten-Truppenfahne eine einheitliche Urkunde zu schaffen, damit das Bild in einen würdigen Rahmen gebracht werden kann und demzufolge auch für den Uneingeweihten als hohe Auszeichnung der Nationalen Volksarmee erkennbar wird.“

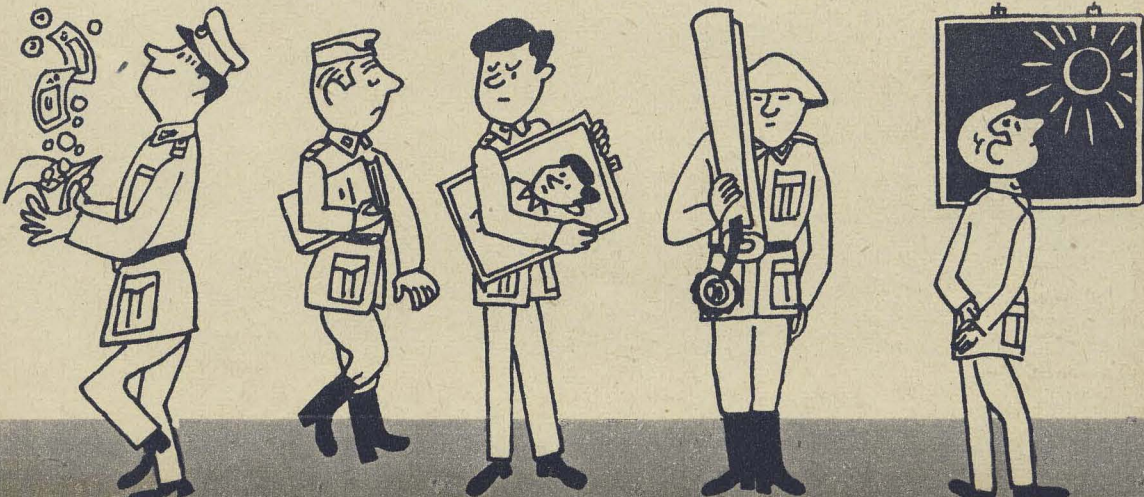
Zusammenfassend betont Admiral Waldemar Verner die Notwendigkeit, „daß die Vorgesetzten das Erziehungsmittel Lob stets richtig in ihre gesamte erzieherische Arbeit einordnen. Dort, wo das militärische Ehr- und Pflichtgefühl allseitig entwickelt wird, wo die Vorgesetzten die unterschiedlichen Leistungen ihrer Soldaten richtig und gerecht beurteilen, wo sie mit viel Umsicht und Überlegung abwägen, wessen Leistungen mit welcher Belobigung gewürdigt werden sollten – nur dort kommen Sinn und Zweck der Belobigung voll zur Geltung. Und dann, dessen bin ich gewiß, stellt sich auch nicht die Frage, moralischer oder materieller Anreiz, sondern sowohl das eine wie das andere.“

Es ist ein erfreuliches Ergebnis dieser Umfrage, daß in ihr auch aus Soldatenmund die Bestätigung kam: Der Dank vor der Front steht, wie übrigens alle Belobigungen mit ausschließlich moralischem Anreiz, nicht hinter der Front des Sonderurlaubs oder verlängerten Ausgangs. Kurzum, richtig angewandt, zählt auch er etwas, und nicht wenig.

Ihr

Karl Heur Freitag

Mitarbeit: Unteroffizier D. Kazmierzak, Unterleutnant W. Matthees, Unteroffizier P. Vorwerk, Oberfeldwebel H. Gehrke, Unterleutnant H.-J. Redlich, Unteroffizier E. Derlig, Feldwebel d. R. M. Brenner, Matrose R. Gebhardt, Oberfeldwebel W. Jahn





Oberstleutnant K. Erhart (Text)
und Major W. Walzel (Bild) waren

Mit dem Grenztrabant unterwegs

Ehrlich gesagt, wir waren mächtig gespannt auf den kleinen Flitzer. Vom Hörensagen war uns bekannt, daß für die Grenztruppen der Nationalen Volksarmee ein neues leichtes Kfz. auf der Grundlage des serienmäßigen „Trabant“ 601 entwickelt worden sei und nun seine erste Erprobung durchmacht. Wie mochte das Fahrzeug aussehen? Welche Eigenschaften hat es? Wird es bestehen?

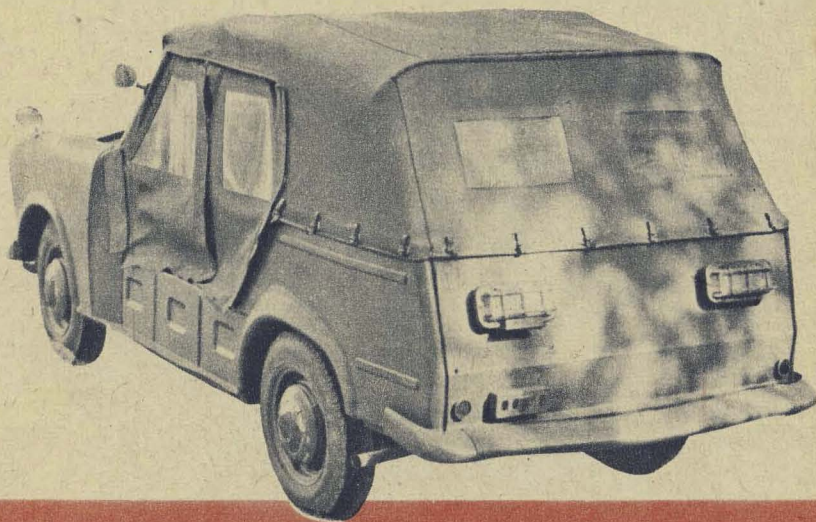
Endlich war die Gelegenheit gekommen, die

„KS*-Blase“, wie die Grenzsoldaten liebevoll-spöttisch sagen, zu sehen und eine Fahrt darin zu unternehmen.

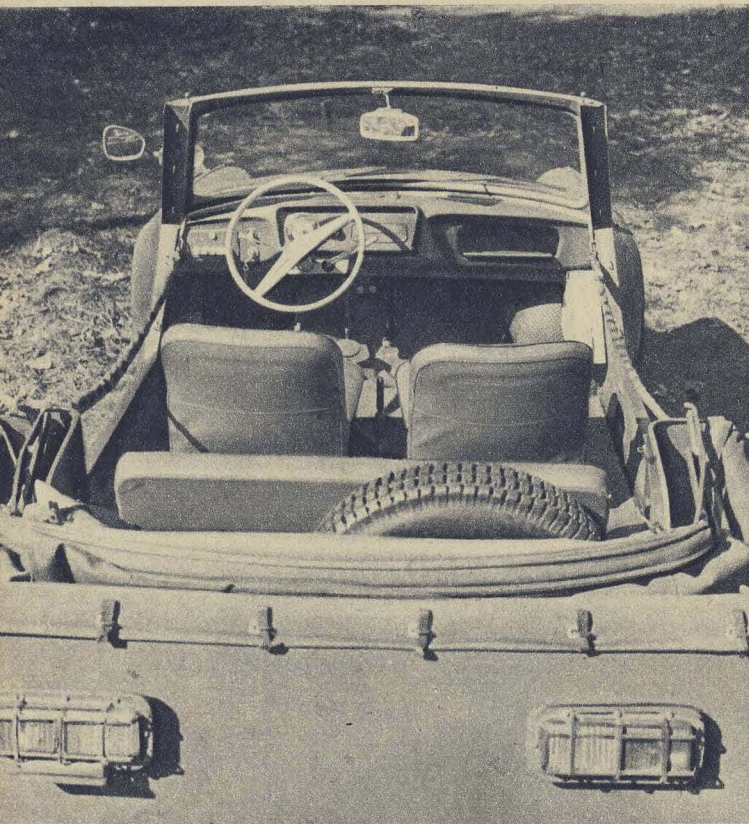
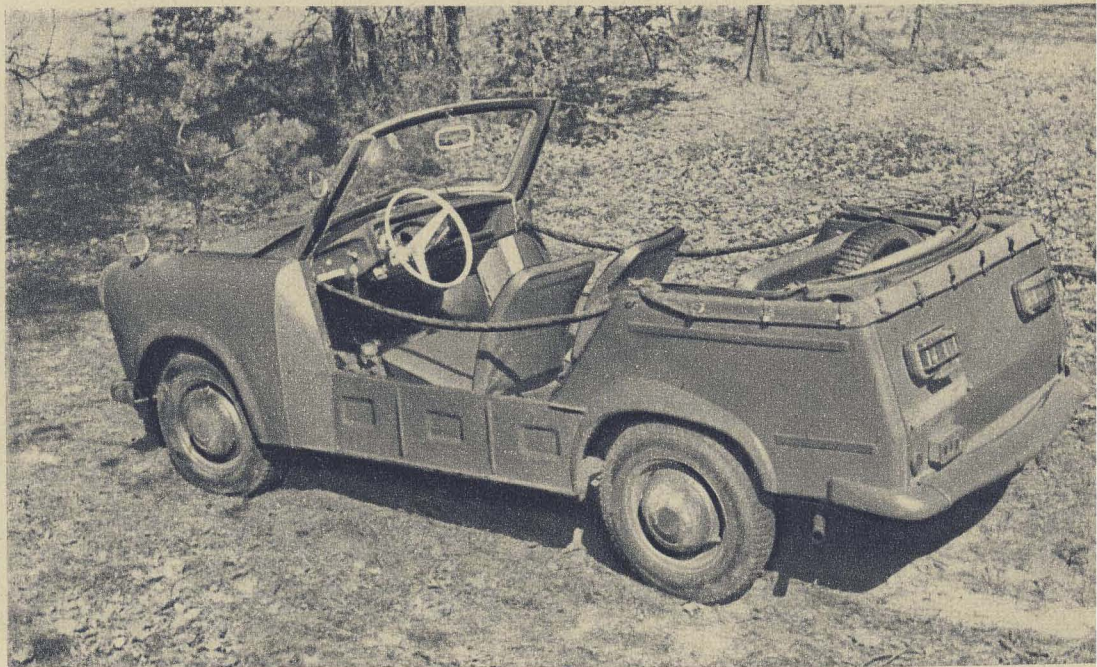
Da stand er nun, der Grenztrabant (ein weiterer in der Truppe geborener Name) – grau-grün, mit Allwetterverdeck und Leinwandtüren. Von vorn ein ungewöhnlich gespritzter „Trabant“ 601, von hinten beim flüchtigen Hinsehen mit dem P2M zu verwechseln und in der Seiten-

*) KS = Kontrollstreifen

Von vorn ein „Trabant“ 601,
mit Tarnscheinwerfer und
Duroplasthaube ... sonst ein
Kübelwagen mit
allen notwendigen Attributen.



Die Duroplastverkleidung am Heck und an den Seiten ist dem Stahlblech gewichen. Der Kofferraum wurde auf ein Mindestmaß beschränkt — Vorteil: viel Platz im Innenraum.



Kein „Trabant“-Camping, sondern der neue 601-Kübel mit abgeschlagenem Verdeck. Der 600er Motor leistet nach wie vor 23 PS, das Getriebe (Viergang, ein Rückwärtsgang) entspricht der Standardausführung, Armaturenbrett, Lenkung und Gangschaltung ebenfalls.



Als offener Kübelwagen die reinste „Sommerlaube“, aber prima.

ansicht dem „Wartburg“-Kübel ähnelnd. Standen jene vielleicht Pate? Was die Anlage als Kübelfahrzeug angeht, vielleicht, denn die allgemeine Konzeption und die Gestaltung der Rückfront entsprechen den bewährten Formen unserer Kübelwagen.

Und doch hat der „Kleine“ seine eigene Note. Er ist der brave „Trabant“ geblieben, trotz allem was ihn veränderte.

Nachdem wir ihn selbst gebührend beschnuppert und uns überzeugt hatten, daß die Bodenplatte, das Fahrwerk, der Motor und der Bug in keiner Weise vom Standardtyp abweichen, konnte es hinaus auf die Landstraße und auf Streifenwege im Gelände gehen.

Wie er dahinschnurrte auf seinen S+M-Reifen! Der Fahrtwind zerrte an den eingeknüpften Türen – übrigens eine noch nicht ausgereifte Sache, so bestätigten die Genossen, und wir stellten es an Hand der Fahrt fest.

Auf der Autobahn stand der Zeiger des Tachos konstant auf 100 km/h, die der Wagen spielend hält. Im Gelände machte sich seine Wendigkeit wohlthuend bemerkbar – und sein geringes Gewicht! In Sand oder leichtem Boden sinkt der Grenztrabant wenig ein, und wenn er doch einmal festsitzt, dann helfen vier Mann an vier Ecken: im Nu ist der Flitzer wieder flott. Im Vertrauen gesagt: Das soll während der ersten Erprobung vorgekommen sein. „Den festgefahrenen P 3 kriegten sie so nicht 'raus“, verriet schmunzelnd der TA des Regiments, „aber unsere ‚Blase‘ ...“, wie gesagt, vier Mann usw. Nun soll das nicht heißen, der „Trabant“-Kübel wäre ein Geländefahrzeug, mitnichten. Er ist als

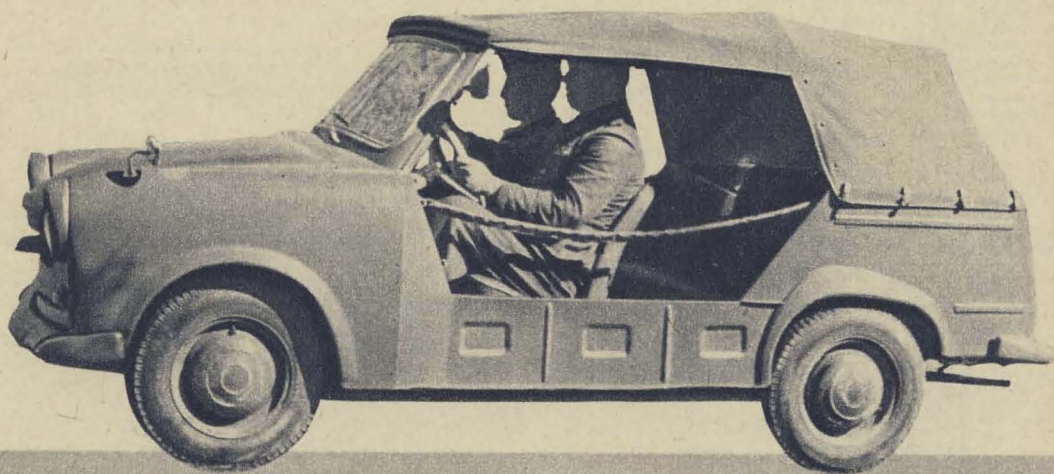
Streifenwagen gedacht, der mühelos und relativ schnell auf den Streifenwegen im Grenzhinterland operiert. Die Vorteile gegenüber den noch gebräuchlichen Krädern dürften sichtbar sein. Zunächst vier Räder und ein Dach, dann eine stärkere Besatzung und damit eine stärkere Bewaffnung. An Stelle eines Suchers werden schwenkbare Scheinwerfer an beiden Flanken gute Dienste leisten, und das später vielleicht außen an der Rückwand angebrachte Reserverad wird noch mehr Platz im Innenraum schaffen.

Mit wenigen Handgriffen kann aus dem verdeckten Wagen ein offener Kübel entstehen und umgekehrt. Dazu brauchen nur die Türen ausgeknüpft und zwei Halteschrauben an den vorderen Streben der Windschutzscheibe gelöst werden. Das Zurückschlagen des Verdecks in den Kofferraum ist schon keine Arbeit mehr.

Etwas über 6000 Testkilometer hatte der Graugrüne herunter, als wir ihn bestiegen.

„Den haben sie in der Versuchsstelle mächtig getreten“, erzählte Soldat Obst, der Fahrer. „Der Motor mußte alles hergeben, und auf der Versuchsstrecke knackte eine Feder. Aber Test ist eben Test. Kleingekriegt haben sie ihn nicht, aber das kommt noch ...“

Ja, das kommt noch. Notwendigerweise wird ein neues Modell bis zum Gehtnichtmehr geprüft, unter Verhältnissen, die im normalen Truppendienst nur selten auftreten. Doch nur so kann ein richtiges Bild von der Leistungsfähigkeit des Fahrzeuges gewonnen werden. Wir sind gewiß, der Grenztrabant wird bestehen.



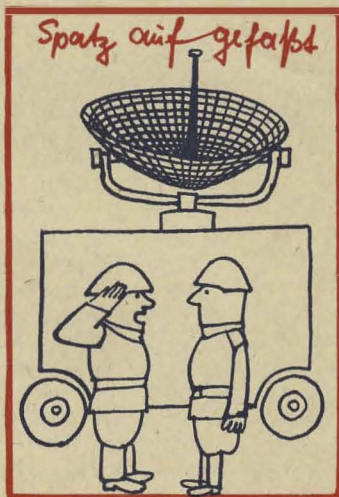
Noch Erprobungs-Kfz., aber bald „Gefechtsfahrzeug“ der Grenztruppen. Dafür sei vor allem den Arbeitern der VVB-Automobilbau und dem Direktor für Technik, Genossen Opitz, sowie seinen Mitarbeitern, Genossen Rückert und Kropfgans, gedankt. Sie setzten alles daran, um uns den „Trabant“-Kübel rasch zu übergeben.

Reservewehelden



Ich zog weit im Süden der Republik über Abraumhalden und schindelbedeckten Dächern meine Kreise, als der Ruf: „Achtung ein Spatz!“ erscholl und ich auch schon ein Kitzeln an meinem Bauch verspürte. Wie ich mich auch in der Luft hin und her trudelte – der Juckreiz haftete an mir wie eine Klette in einem Pelzmantel. Es dauerte ein Weilchen, ehe ich entdeckte, daß mich ein Funkmeßtrupp anpeilte. „Gut Freund!“ piepste ich und ließ mich lachend bei den Genossen nieder. Sie seien Reservisten, und als „Gut Freund“ und Reservistenreporter obendrein mußte ich sie unterstützen, verlangten sie kategorisch. Sie wollten nicht immer nur den Kirchturm des Ortes anpeilen, sondern auch einmal ein bewegliches Ziel. So tat ich ihnen noch ein Weilchen den Gefallen – bis mir das Lachen vergangen war. Wer will auch schon für ein paar Jahre auf Vorrat gekitzelt werden?! Also sah ich zu, daß ich dem Genossen Lieheld den Auftrag übertrug, über die Reservisten-einheit zu berichten, mich selbst aber wieder aus dem Staube machte.

Spatz auf gefaßt



Am 2. Januar – ich hatte gerade Urlaub – riefen mich meine Kollegen an: „Wir wünschen dir ein frohes neues Jahr und teilen dir mit, daß du am Internationalen Frauentag zum Reservistenwehrdienst einrücken mußt!“ – „Ihr seid wohl noch blau von Silvester?“ „Nein, nein!“ versicherten sie, „nichts mit blau, du hast es schwarz auf weiß vom Wehrkreiskommando.“ Mir wurde nun nicht schwarz vor Augen, noch wurde ich weiß im Gesicht, aber Hand aufs Herz, „Mitreservisten“: Wer springt schon vor Freude an die Decke, wenn er von seiner Ein-

berufung erfährt? Dafür ist für viele der Rucksack doch zu schwer – der zeitweilige Abschied von Kind und Kegel, der Tausch der Maschine gegen die Maschinenpistole, das Wecken durch Weckruf anstatt durch Wecker.

In den Wochen bis zur Anreise packte ich schon in Gedanken meinen Koffer. Meine Verlobte gab mir noch einige wohlgemeinte Ratschläge: „Schlaf dich immer schön aus, dann bist du beim Dienst stets frisch und munter!“ sagte sie. Dann empfahl sie, dem Hauptmann jeden Morgen freundlich die Hand zu geben, damit er

Alarm!



sieht, wie gut erzogen ich bin. Ich versprach es ihr, gab ihr noch einen Kuß, der diesmal für vier Wochen reichen mußte, und bestieg einen Sonderzug, der uns Reservisten in den Süden brachte ...

„Sie kommen gleich an die Front“, prophezeite uns kurz nach unserer „Kasernierung“ Hauptwachtmeister Appel. Wir dachten, er wollte uns auf die Schippe nehmen, dabei mußten wir ihn auf die Schippe nehmen, natürlich nicht den „Spieß“, aber den Schnee an der Schneefront. Er lag am Standort noch einen Meter hoch. Das Stammpersonal der Ausbildungseinheit hatte schon gekämpft. Als im Bezirk Katastrophenalarm ausgelöst wurde, weil Frau Holle absolut nicht ausruhen wollte, rückten die Genossen bei 15 bis 20 Grad nächtlicher Kälte aus, um die Bahnhofsanlagen in der Nähe freizuschippen. Heißer Tee und aufmunternde Worte ersetzten dabei, was der zivile Bürger gewöhnlich „Acht-Stunden-Tag“ nennt.

Wir Reservisten versetzten diesem potentiellen Gegner normaler Verhältnisse den Todesstoß, auch wenn unsere persönliche Waffe nur aus einer Schaufel und die Munition aus Weißkohleintopf bestanden. Nun lag eigentlich einer ordnungsgemäßen Ausbildung nichts mehr im Wege ...

Das erste, was wir uns einprägten, waren keine DV's oder taktisch-technische Daten. Das war die Trillerpfeife des Hauptwachtmeisters. Immer, wenn sie entlang des Korridors lautstark zu hören war, öffneten sich alle Türen, und durch jeden Türschlitz wurde ein Kopf gesteckt, um zu vernehmen, welches Kommando nun folgen sollte. Die Trillerpfeife vom „Spieß“ war somit das Anführungs- und seine kräftige Stimme das Ausführungskommando.

Erstmalig täglich erschreckte uns der schrille Pfiff Punkt sechs Uhr: „Batterie Nachtruhe beenden!“ Manche haben dabei anfangs ein wenig trübselig aus der Wäsche geguckt. Waren sie doch zu Haus nicht so sehr hinter dem Gold der Morgenstunde her. Aber nach der ersten Woche hatten sich auch diese „Penner“ dem militärischen Tagesablauf angepaßt und vergaßen sogar ihren Unmut beim Frühsport. Es sei auch nicht verheimlicht, daß man auf einigen Stuben schon eine halbe Stunde auf war, bevor es der Spieß erlaubt hatte – um in aller Ruhe etwas für seinen Lungenkrebs zu tun.

Einmal wollte ich selbst die Vorgesetzten „übers Ohr hauen“. Es war üblich, nächtliche Alarmübungen vorher anzukündigen. Die erste sollte morgens fünf Uhr stattfinden. Dreiviertel fünf konnte ich kein Auge mehr zudrücken. Da kam mir ein „leuchtender Einfall“: Leise weckte ich die Genossen. Als dann der Alarm ausgelöst wurde, standen wir schon beinahe fix und fertig auf dem Korridor. Die meisten anderen Stuben schafften ihre Normzeiten nicht und wurden getadelt. Da war mir ein wenig unwohl, denn ich hatte nicht meinen Vorgesetzten, sondern meinen „Mit-Reservisten“ einen Streich gespielt. Ich nahm mir vor, bei der nächsten Alarmübung auf solche unerlaubten Mätzchen zu verzichten, zumal im Ernstfall der Gegner auch nicht sagen



würde: „He, aufstehen! In 15 Minuten bekommt ihr Besuch von uns!“ ...

Täglich wanderten ... zig Briefe und Karten zwischen Einheit und „ziviler Welt“ hin und her. Ich hatte meiner Braut versprochen, täglich von mir hören zu lassen. Aber diese Rechnung war ohne den Tagesablauf gemacht. Der war nämlich ziemlich streng „durchorganisiert“. Die wenige freie Zeit mußte ich meist meine Stiefel putzen, den Besen schwingen und die verschiedensten außerplanmäßigen Dienste verrichten, die der Tagesplan noch nicht vorhergesagt hatte. So blieb hin und wieder das vorgesehene Briefpapier unbenutzt.

Ein Genosse unserer Stube, Vater von drei Kindern, wollte absolut nicht 'ran ans Schreiben.



Das fiel ihm am schwersten von allem; denn seit zehn Jahren hatte er keinen Brief mehr geschrieben. So halfen wir ihm, bei einem „Bericht“ an seine Frau.

Natürlich freut man sich auch über jeden Brief, den man selbst erhält. Und so erfuhr ich eines Tages durch meine Braut auch von Pawel Beljajew und Alexej Leonow und ihrem kosmischen Flug. Drei Tage verspätet zwar, aber immerhin: wozu eine Braut doch alles gut ist. Sie kann sogar die Zeitung ersetzen, die wir in der Einheit weder pünktlich noch regelmäßig erhielten. Nur ist ja nicht jeder beweibt! Und die zwei Polit-Ausbildungstage sollten doch wohl auch nicht als Zeitungs-Ersatz gedacht sein?! ...



Illustrationen: Paul Klimpe

Unsere Batterie war mit 57-mm-Flak-Geschützen ausgerüstet. „Sie sind groß und stark! Sie machen den K 5!“ sagte bei der ersten Gefechtsausbildung Unteroffizier Schütt zu mir. (Und das, obwohl ich „nur“ 170 Pfund wiege!) So wurde ich Ladekanonier. Einige Soldaten belächelten mich recht mitleidig. Sie glaubten, man brauche als K 5 einzig und allein Mumm in den Knochen, aber keinen Grips im Kopfe.

Aber irren ist menschlich! Denn wer die Norm als K 5 mit „ausgezeichnet“ erfüllen will, muß den Verschuß und die Munitions-Zuführeinrichtung in sieben Sekunden spannen. Da heißt es: Genau überlegen! Alle zum Laden des Geschützes notwendigen Handgriffe müssen richtig erwogen sein und tadellos „sitzen“. Soviel zur „Ehrenrettung“ aller Ladekanoniere.

Natürlich muß man dabei auch einiges in den Muskeln haben, und wenn ich in einer Ausbildungsstunde etwa zwanzigmal die Spannkurbel anpacken mußte, um die Verschußfeder zusammenzupressen, dann spürte ich das noch am nächsten Tag in meinen Armen. „Im Ernstfall brauchten Sie das nur einmal zu machen,

denn dann würde der Verschuß nach jedem Schuß von selbst wieder gespannt“, erklärte mir unser Zugführer, aber ich ziehe selbstverständlich das Hand-Spannen dem Ernstfall vor, und so bemühte ich mich, gute Zeiten zu erreichen. Schließlich ist unsere Hoffnung, den Frieden zu erhalten, um so größer, je besser die Volksarmee auf einen militärischen Konflikt vorbereitet ist. Ich möchte deshalb auch nicht verschweigen, daß zu guter Letzt bei der Überprüfung des Ladevorganges die Stoppuhr nur noch acht Sekunden zeigte. Schweiß und Nachdenken hatten sich also gelohnt! ...

Ein Höhepunkt war die Schießübung mit der MPi unter der Schutzmaske. Oft übt sich, was ein Meister werden will. Viele hatten innerlich geflucht, wenn sie – die Maske über den Kopf – wieder und wieder in Stellung gehen mußten, um die Pappscheiben anzuvisieren. Die Nässe kam allen in die Montur und manchem zwei Tage später in die Taschentücher.

Doch das war noch ein Pappenstiel. Am Tage des Schießens – heftiges Tauwetter! Der Schnee schmolz dahin und ließ eine gelbe Lehmschicht höhnisch durchblicken. Nach dem Befehl „Stellung!“ konnte man sich nur wieder mit einem schokoladenbraunen Kampfanzug erheben. So waren leider bei einer ganzen Anzahl die Ergebnisse nicht erhebend. Mit erhobenem Finger aber kann man sagen, daß es meist jene Soldaten waren, die vorher ihre Schutzmaske als „überflüssigen“ Luxus behandelt hatten. Andere Genossen waren so ausgezeichnet, daß sie mit „ausgezeichnet“ erfüllten und dabei sogar Patronen einsparten. Ausgezeichnet an Ort und Stelle, wenigstens mit einem Dank vor der Front, wurden sie trotzdem nicht. Überhaupt – so scheint mir – haben einige Offiziere dieser Einheit es noch nicht ausgezeichnet verstanden, daß sich auch betagte Familienväter kindlich über ein berechtigtes Lob freuen können, und es so manchmal mehr bewirkt als zehn Tadel.

Dann war der Tag der Entlassung heran, und ich trug auch meinen Uniformmantel zur Kammer, mit dessen extremer modischer Kürze ich mich nicht in die Stadt gewagt hatte. Dann ging es mit unserem Gepäck zum Bahnhof. Weil die allgemeine Lustigkeit bei einigen die Form der Trinklust hatte, mußten sie auch schwerer tragen; nicht an einem schweren Kopf – nein *noch* nicht –, sondern an den Flaschen im Koffer. Mancher Sohn, manche Frau und Tochter wird mit großen Augen auf den heimkehrenden Papa geschaut haben, und auch mancher Bürger in der Eisenbahn wird nur ein Auge zgedrückt haben ...

Schnell gingen die vier Wochen in unserer Ausbildungseinheit vorüber. Viel wurde von uns verlangt. Wir mußten in jenen Tagen die Kenntnisse auffrischen, zu deren Aneignung die Soldaten einer Linientruppe ein halbes Jahr Zeit haben.

Den meisten von uns wird in drei bis vier Jahren wieder ein „blauer Brief“ auf den Tisch flattern, der zum Einrücken in die Kaserne ruft. Bis dahin wollen wir im zivilen Leben den Ruf beweisen, daß wir nicht nur gute Soldaten, sondern auch gute Arbeiter sind!

BILD LICH GE SE HEN

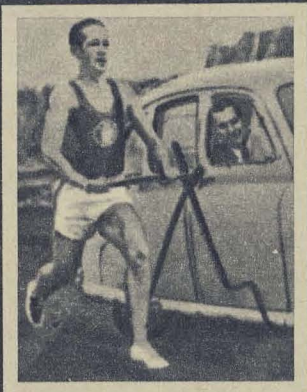
... kann das, was man im Sprachgebrauch der Pedalritter eine Kaffeeahrt nennt, zuweilen auch mal eine Kirchenfahrt sein. In den Gründerjahren der DDR-Rundfahrt legten einige Akteure bei passender Gelegenheit diese Vesperpause ein, stellten ihre Räder flugs an den Baum und taten sich an den reifen Früchten des Sommers gütlich. Der materielle Schaden war zwar nicht groß, umsomehr dagegen der Zeitverlust.



... scheint das jener Hase zu sein, der auf unseren Fußballplätzen oftmals noch im Pfeffer liegt. Vielleicht hat er sich gar nicht verirrt, wie viele Zuschauer auf den Rängen annahmen, sondern ist mit der vorbedachten Absicht in unsere unterklassige Oberliga gekommen, um ihr einmal zu



... straft die Fotografie ab und an sogar ein modernes Sportlexikon Lügen. Nach ihm sind die Treffer beim Fechten „leichte Berührungen des Körpers mit der Klinge“, die jedoch „keinerlei Schaden“ anrichten. Und wie ist's mit diesem Stich durch die Hose, ausgeführt von John Mooney bei den USA-Meisterschaften in Los Angeles? Pfarrer Patrick O'Donnell, der an diesem Sonntag das Brevier mit dem Säbel vertauscht hatte, schickte jedenfalls ein Dankgebet zum Himmel, daß es wirklich nur ein Stich durch die Fechthose war.



... demonstriert der englische Leichtathletiktrainer Hensley hier, was es heißt, bei der Stange zu bleiben. Im dritten Gang dürfte das für die von ihm betreuten Läufer allerdings nicht ganz einfach sein. Preisfrage: Wie lange wohl mögen seine Athleten diese Gangart aushalten und — wörtlich genommen — bei der Hensley-Stange bleiben?

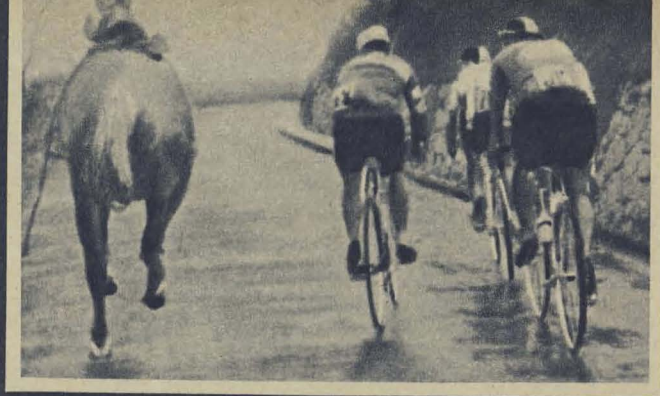


zeigen, was echtes Tempo ist? Es wäre nicht schlecht, wenn besonders manchem Nationalspieler durch Meister Lampe das Licht aufginge, daß man auch in der Oberliga einiges von ihnen erwartet.



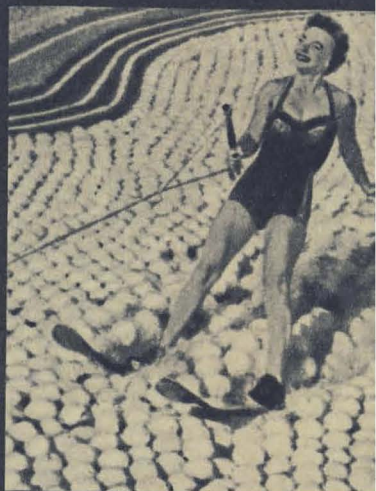
... hat diese Schwimmerin nur eine (stoff)tierliche Zuschauerkulisse. Stumm zwar, dafür aber glücksbringend. Meinte sie jedenfalls. Doch am Ende kam's anders und keineswegs zum erhofften Sieg. „Ist doch gar kein Wunder, Mädchen“, tröstete sie ein Spaßvogel: „Du hast ja unter deinen Maskottchen auch nur Landtiere!“

... ist das der Milchmann. Sein Name: Ralph Thomas. Dreimal war er schon Hochsprungmeister der Grafschaft Dorset. Zum englischen Meister reichte es allerdings noch nicht. Doch Ralph gibt die Hoffnung nicht auf und trainiert fleißig weiter — eben dadurch, daß er beim allmorgentlichen Austragen der Milchflaschen über die Gartentore hinweg direktmang vor die Haustür springt.



... ist das eine Pferdekur, die dem Belgier Emile Daems vor Jahren bei der Sardinienrundfahrt verabreicht wurde. Zunächst weidete der Gaul ganz friedlich am Rande der Straße und äugte aufmerksam den vorbeiflitzenden Fahrern hinterher. Doch weiß der Teufel, mit einem Mal bekam er Lust, mitzumachen. Und so galoppierte er los und setzte sich munter an die Seite der Aktiven. Emile, der am Vormittag gerade die erste Halbetappe gewonnen hatte, be-

kam es mit der Angst zu tun, sprang vom Rad und flüchtete sich in den Begleitwagen seines italienischen Rennstalles. Für die Jury war guter Rat teuer. Nach langem Hin und Her entschloß sie sich zur Disqualifikation des Belgiers. Offizielle Begründung: „Angst vor einem Pferd!“



... sind Pampelmusen bei-
leibe nicht nur zum Essen da, wie einfältige Gemüter im allgemeinen glauben. Die millionenschwere Nichtstuerin Villa McGuira aus Florida ist da ganz anderer Ansicht, weswegen sie sich zwanzigtausend Pampelmusen in einen See schütten und sich mit ihren Wasserskiern darüber hinwegziehen ließ. Übrigens sollen sich ganz besonders die vier Millionen Arbeitslosen der USA darüber gefreut haben.

Das Signal stand auf Halt

Für Oberleutnant Wagner beginnt der Fall wie hundert andere zuvor. Gegen vier Uhr morgens klingelt das Telefon. Verschlafen fährt er im Bett empor und blinzelt in das Licht der Nachttischlampe. Aus dem Hörer tönt die Stimme des Lageoffiziers.

Eine schwere Transportgefährdung meldet der; geschehen auf einem Vorortbahnhof. Unbekannte Täter hatten am Ausfahrtsignal der eingleisig befahrenen Strecke die farbigen Glasscheiben der Signalblende vertauscht. Nun zeigte der Signalflügel zwar auf Halt, ließ jedoch gleichzeitig grünes Licht erkennen. Glücklicherweise hatte das der Lokomotivführer, der immer an diesem Signal auf den entgegenkommenden Zug warten mußte, rechtzeitig bemerkt. Ein Unglück war vermieden worden. Doch jetzt erwartete man die Kriminalisten am Tatort.

„Ist gut, ich komme“, sagt der Oberleutnant, steigt aus dem Bett und beginnt sich eilig anzukleiden. Wenig später schon zieht er die Haustür hinter sich ins Schloß.

Das Ausfahrtsignal steht ganz am Ende des kleinen Bahnhofes, dort, wo sich die drei, vier Bahngleise zu einem einzigen Schienenstrang vereinen. Lange Drahtzüge verbinden den rot-weißen Gittermast mit dem etwa zweihundert Meter entfernten Stellwerk.

Unterleutnant Bergmann untersucht die farbigen Glasscheiben, mit deren Hilfe die Signallichter erzeugt werden. Das Resultat seiner Bemühungen ist bescheiden.

„Die an den Gläsern sicherlich vorhanden gewesen Fingerabdrücke wurden bei der Beseitigung des falschen Signallichtes verwischt“, formuliert er seinen Befund. Unterhalb des Bahnkörpers entdeckt er auf einem frisch gepflügten Ackerstreifen eine Unmenge Schuhspuren. Ein paar Erdkrumen zwischen den Fingern zerreibend, sagt er zu Oberleutnant Wagner:

„Sehen Sie, der Boden enthält roten Lehm, daher haben sich die Eindrücke so gut erhalten. Leider hat es keinen Zweck, sie zu sichern, auf dem Acker hat mindestens ein ganzes Dutzend Leute herumgetrampelt.“

Leutnant Becker tritt zu den beiden Kriminalisten. „Meiner Meinung nach müssen wir uns erst einmal unter den Bewohnern der umliegenden Ortschaften umsehen“, sagt er. „Wir brauchen Angaben über Personen, die sich hier in der letzten Nacht herumgetrieben haben.“

Oberleutnant Wagner nickt zustimmend. „Befragen Sie auch die Beschäftigten des Bahnhofes, vielleicht ist da etwas Brauchbares zu erfahren. Ich gehe jetzt mit Bergmann zum Stellwerk!“

Über eine schmale Eisentreppe erreichen die beiden Offiziere den engen Dienstraum des unmittelbar neben einem beschränkten Bahnübergang gelegenen Stellwerkes. Mißtrauisch mustert sie der diensthabende Eisenbahner, und seine Miene wird erst freundlicher, als sie sich ausweisen.

„Sie kommen bestimmt wegen der Signalstörung heute nacht“, sagt er. „Viel kann ich Ihnen ja nicht erzählen. Mein Kollege, der Nachtdienst hatte, ist nämlich schon nach Hause. Ich weiß nur, daß der Zugverkehr bis Mitternacht regelmäßig war, und dann eine Lok am Stellwerk hielt, deren Personal den Vorfall mit den falschen Signallichtern meldete.“

„Was halten Sie von der Geschichte, ist so etwas schon öfter vorgekommen?“

Der Stellwerker schüttelt den Kopf.

„Ist es üblich, daß Betriebsfremde an der Strecke entlanggehen?“ will Wagner wissen.

„Nun ja, hin und wieder kommt es schon mal vor. Meist im Sommer, wenn die Leute zum See baden gehen.“

Ein paar Augenblicke ist es still im Raum. Nachdenklich starrt Oberleutnant Wagner durch das Fenster. Da sagt der Stellwerker: „Herr Oberleutnant, mir fällt etwas ein. Ich will ja keinen beschuldigen, aber vor einigen Tagen hat in der Nähe des Ausfahrtsignales eine Gleisbaukolonne gearbeitet. Mit diesen Kollegen gab's leider oft Ärger, weil sie nicht sofort das Gleis räumten, wenn Züge kamen. Manchmal ging's dabei sogar ziemlich hart her. Vielleicht wollten sie uns jetzt eins auswaschen?“

Im Zimmer des Bahnhofsvorstehers treffen die drei Kriminalisten wieder zusammen. Becker hat nichts wesentliches ermitteln können, dafür legt er aber seinem Chef eine Lageskizze vor, auf der zu ersehen ist, welche Ortschaften die Straße am Bahnübergang verbindet. Als Becker von der Geschichte mit den Gleisbauern hört,



schüttelt er bedächtig den Kopf und meint: „Ein Gleisbauer als Täter – nein, das wäre mir doch zu einfach. Ich glaube eher, daß wir es hier mit einem raffiniert geplanten Diversionsakt zu tun haben.“

„Durchaus möglich“, gibt Wagner zu, „auf jeden Fall müssen wir allen Spuren nachgehen.“

Unterleutnant Bergmann übernimmt es, bei der zuständigen Bahnmeisterei Ermittlungen über die in Frage kommenden Eisenbahner zu führen. Leutnant Becker macht sich auf, den zweiten Stellwerksmeister als Zeugen zu vernehmen, und Oberleutnant Wagner beschließt, zuerst einmal frühstücken zu gehen.

In der kleinen Bahnhofsgaststätte ist am frühen Vormittag noch wenig Betrieb, und so entspinnt sich zwischen dem Oberleutnant und dem Gastwirt alsbald ein belangloses Gespräch. Wagner ist das Geschwätz ziemlich gleichgültig, und so fallen seine Antworten auch recht einsilbig aus. Erst als der Wirt zu erzählen beginnt, wie es gestern abend bei ihm in der Gaststätte beinahe zu einer Schlägerei gekommen wäre, erwacht seine kriminalistische Neugier.

„Kennen Sie die Streithähne?“ fragte er.

„Na klar, zwei Gleisbauer waren dabei! Aber die anderen, die mit der Stänkerei anfangen, die waren nicht aus unserem Dorf. Junge Burschen waren es, vielleicht siebzehn, achtzehn Jahre, und der eine hatte 'ne schwarze Binde über'm rechten Auge. Angetrunken waren sie auch schon, als sie hier auftauchten“, erzählt der Wirt.

Schon wieder die Gleisbauer! durchfährt es Wagner. Diese Burschen müssen wir uns doch etwas genauer ansehen.

„Moment mal, was sagten Sie eben?“ Leutnant Becker gibt überrascht seinen Platz auf der Schreibtischkante auf. „Die Gleisbauer? Ich glaube, die können wir streichen, Genosse Oberleutnant. Dafür aber sind die drei jungen Burschen von Bedeutung. Der Stellwerker, den ich vernahm, hat nämlich in der Tatnacht folgendes erlebt . . .“ Ein Vernehmungsf formular vom Tisch aufnehmend, liest er laut vor: „Gegen Null Uhr fünfzehn schloß ich die Schranken für den fälligen Güterzug, als plötzlich drei junge Burschen auftauchten und unter dem Schrankenbaum hindurchkrochen. Ich habe sie gleich zur Ordnung gerufen, erhielt aber nur dumme Bemerkungen als Antwort, aus denen ich entnehmen konnte, daß sie betrunken waren. Kurz vor der Lok des Güterzuges sind sie dann noch über die Schienen gerannt. Soweit ich mich erinnere, trug einer von ihnen eine schwarze Augenbinde.“

Unterleutnant Bergmann schlägt impulsiv mit der Faust auf den Tisch „Das sind sie!“ ruft er, „die waren es bestimmt.“

„Immer langsam“, bremst Wagner seinen Eifer. „Noch ist nichts bewiesen. Außerdem müssen wir die Burschen erst mal haben. Wir können doch jetzt nicht mit den beiden Zeugen stundenlang durch die Ortschaften ziehen und alle Jugendlichen besichtigen.“

Leutnant Becker starrt grübelnd zur Decke. „Ich



Illustration: Hans Råde

hab's", sagt er plötzlich, „Ambulatorien, Ärzte und Gemeindeschwestern müßten uns doch weiterhelfen können.“

Ganze zwei Stunden dauert es, dann haben die drei Kriminalisten ein halbes Dutzend Leute ermittelt, die mit Augenverletzungen ambulant behandelt wurden. Vier Mann können sie sofort ausscheiden, weil sie älter als dreißig Jahre sind. In Frage kommen nur noch: ein Schlosserlehrling und ein Traktorist. Becker und Bergmann tippen auf den letzteren, als sie diesem aber schließlich in seiner Wohnung gegenüberstehen und dabei feststellen müssen, daß der Traktorist die Verletzung am linken Auge hat, ist der Kreis so gut wie geschlossen.

Am Abend wird dann der Schlosserlehrling Heinz Meixner zur Vernehmung vorgeführt. Der Sechzehnjährige trägt eine gemachte Schnoddrigkeit zur Schau, als er Wagners Zimmer betritt.

„Wo waren Sie gestern abend?“ eröffnet der Oberleutnant das Gespräch.

„Mit ein paar Freunden im Kino. Das ist ja wohl schließlich noch erlaubt.“ Meixner beginnt zu lügen. Er behauptet, niemals in der Bahnhofsgaststätte gewesen zu sein, nichts von der Sache am Bahnübergang und erst recht nichts von einem Ausfahrtsignal zu wissen.

Endlich wird es Oberleutnant Wagner doch zu viel. „Ziehen Sie ihre Schuhe aus!“ fordert er. Verdutzt streift Meixner den rechten Schuh vom Fuß und reicht ihm dem Kriminalisten. Und was Wagner kaum zu hoffen wagte, tritt ein. Zwi-

schen den Rillen der Waffelmustersohle entdeckt er winzige Reste von rotem Lehm.

„Sehen Sie her“, sagt er. „Der Ackerboden neben dem Bahndamm enthält roten Lehm. Die gleichen Spuren befinden sich an der Sohle Ihres Schuhs. Das beweist, daß Sie mit Ihren Freunden am Ausfahrtsignal gewesen sind! – Und nun heraus mit der Sprache: Wer ist überhaupt auf diese Idee gekommen?!“

Meixner gerät aus der Fassung. Stotternd sucht er nach einer Ausrede. Von seiner gespielten Sicherheit ist plötzlich nicht mehr die geringste Spur übrig.

„Die Idee stammt von Atze“, sagt er dann. „Der Eisenbahner am Bahnübergang hat doch auf uns geschimpft, weil wir unter der Schranke durchgekrochen sind, und das hat den Atze mächtig in Wut gebracht. Er meinte, daß wir es dem alten Zausel dafür ordentlich geben müßten. Erst wollte er ihn verprügeln. Dann kam ihm die Idee mit dem Signal. Er erklärte uns, wie man die Signallichter vertauschen kann. Rolf und ich, wir wollten nur unseren Mut beweisen.“ Wagner schüttelt empört den Kopf. „Alkohol und Kraftmeiertum, es ist immer dasselbe. Angeberei und Leichtsinn sind noch lange kein Zeichen von Mut! Daß bei eurer ‚Mutprobe‘ hunderte Menschen den Tod finden konnten, ist euch wohl völlig egal?!“

Totenblässe überzieht das Gesicht des Sechzehnjährigen. „Das... das habe ich nicht gewollt“, stößt er hastig hervor. „Nein, ganz bestimmt nicht. Wir waren doch darauf aus, daß der nächste Zug anhalten muß, obwohl er in Wirklichkeit freie Fahrt hat. Und dann hätte der Alte wegen der Verzögerung bestimmt Ärger gekriegt.“ – Wie ein Aufschrei klingt es, als er hinzufügt: „Herr Oberleutnant, ich glaube, der Atze und Rolf, die wollen das heute abend noch mal machen, weil es gestern nicht geklappt hat. Für dreiviertel Zehn haben sie sich am Bahndamm verabredet.“

Der D-Zug! Durchfährt es Wagner. Um 22.08 Uhr

ist der D-Zug fällig! Ein rascher Blick zur Uhr. Genau 21.45 Uhr. Es bleiben noch dreiundzwanzig Minuten.

„Becker, rufen Sie das Stellwerk an, der Zugverkehr muß eingestellt werden!“

„Das Stellwerk hat keinen Postanschluß!“ meldet Becker.

„Dann versuchen Sie's beim Bahnhof!“

Wieder vergehen wertvolle Minuten, niemand meldet sich!

„Verdammt!“ zischt Wagner durch die Zähne.

„Los Bergmann, Sie fahren mit mir zum Stellwerk! Und Sie, Becker, kümmern sich um die Festnahme der beiden Kerle!“

☛ Auf der schweren Güterzuglok nimmt der Lokführer Strich für Strich die Steuerung zurück, schließt den Regler und läßt den verspäteten Zug langsam im Gleis 1 ausrollen. Aus der Stellung des Vorausfahrtsignales kann er entnehmen, daß er „Halt“ haben wird, also erst den entgegenkommenden D-Zug vorbeilassen muß. Das Ausfahrtsignal kommt in Sicht, und statt des erwarteten roten, erkennt er plötzlich ein grünes Licht.

„Die nehmen uns doch noch über die Strecke“, ruft er seinem Heizer zu. „Der D-Zug hat sicher auch Verspätung!“

Erschrocken starrt Stellwerksmeister Laube aus dem Fenster, als der ausrollende Güterzug wieder anrückt und, erneut Dampf aufmachend, in der Regennacht verschwindet. Das Signal kann er vom Stellwerk aus nicht sehen. Also ein Blick zu den Signalhebeln, ein zweiter zum Signalmachamer – es ist alles in Ordnung. Die auf der Lok müssen total verrückt geworden sein! Entsetzen packt ihn. Mit zittrigen Fingern dreht er die Kurbel des Fernsprechers. Sekunden vergehen, ehe sich der Nachbarbahnhof meldet.

„Haltet sofort den D-Zug auf!“

„Der ist gerade bei uns durchgefahren!“

Laube erstarrt. Es ist genau 21.55 Uhr. Am Stellwerk poltert soeben der letzte Wagen des Güterzuges vorbei, und auf der Strecke, an der es keinen Schrankenposten mehr gibt, befinden sich jetzt zwei Züge, die unausweichlich aufeinanderzurasen. In diesem Augenblick wird die Tür zum Stellwerksraum aufgerissen.

„Sofort die Züge aufhalten!“

„Zu spät“, antwortet Laube mechanisch, „in spätestens sechs Minuten krachts!“

Wie vom Donner gerührt stehen die zwei Kriminalisten. Soll es denn wirklich keine Möglichkeit mehr geben, das Unglück zu verhindern? Fieberhaft beginnt Wagner zu rechnen. Die Bahnlinie führt links um den See herum. Rechts liegt eine Fernverkehrsstraße, welche die Strecke drei Kilometer von hier entfernt überquert. Der Güterzug fährt wegen des weiten Streckenbogens ganze vier Minuten bis zu dieser Brücke. Auf der Straße benötigt man mit dem Wagen hierfür höchstens zwei.

„Los Bergmann, Sie sind der Schnellste! Rasch zur Brücke. Sie müssen den Güterzug stellen!“ Der Unterleutnant stürzt davon. Weit über das Lenkrad gebeugt, jagt er Sekunden später über das nasse Asphaltband. Der Regen peitscht gegen die Frontscheibe, die Tachometernadel tanzt

bei 100–110. Du mußt es schaffen! hämmert es in seinem Hirn. Von dir hängt jetzt alles ab.

Die Uhr zeigt 21.58 Uhr, als er die Brücke erreicht. Noch ist von keinem der beiden Züge etwas zu sehen. Der Unterleutnant rutscht den Abhang hinab, hetzt stolpernd über Schotter und Schwellen dem Güterzug entgegen. Der müßte theoretisch als erster auftauchen.

Und wenn der D-Zug zuerst ankommt?

Erschrocken bleibt Bergmann stehen, schaut sich um. Nichts. Er läuft weiter. Da durchfährt ihn ein noch schrecklicherer Gedanke: Was tun, wenn beide Züge zur gleichen Zeit bei ihm eintreffen? Der Schweiß bricht ihm aus, und er weiß nicht, kommt das vom Laufen oder von der Furcht vor der drohenden Katastrophe.

☛ Unterdessen wandert Oberleutnant Wagner auf dem Stellwerk unruhig von einer Ecke zur anderen. 22.00 Uhr. Die Ungewißheit zerrt an den Nerven. Noch war der befürchtete dumpfe Knall des Zusammenstoßes nicht zu hören, aber jeden Augenblick kann es soweit sein. Wird Bergmann es noch schaffen?!

Mit zusammengebißenen Zähnen hastet der Unterleutnant auf dem Schotterbett vorwärts. Schneller, nur schneller! befiehlt er sich. Wütend wischt er den mit Regenwasser vermischten Schweiß vom Gesicht. Da – endlich tauchen in der Kurve zwei glühende Punkte auf. Bergmann läßt die rot leuchtende Taschenlampe vor seinem Körper kreisen.

„Halt!“ „Haltet doch endlich an!“ brüllt er in die Regennacht. Doch mit unverminderter Geschwindigkeit jagen die Stirnlichter der Lok auf ihn zu. Bergmann hat jetzt die Pistole in der Hand – der Lokführer muß doch wenigstens auf Knallsignale reagieren, denkt er voll Verzweiflung – dann feuert er. Einmal... zweimal... dreimal. Da, er hatte es kaum noch zu hoffen gewagt, eine Dampfwolke, schrilles Knirschen, aufeinanderprallende Puffer. Sekunden später steht der Zug.

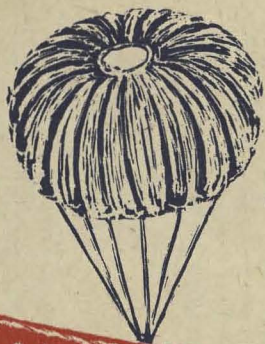
„Was ist los?“ fragt der Lokführer. Es bedarf nur weniger Worte, dann hat er begriffen. Auch der Heizer reagiert sofort. Und während der abspringt, um mit einer Signallaterne dem D-Zug entgegen zu laufen, klettert Bergmann auf den Führerstand der Lok. Unendlich langsam, so kommt es ihm vor, setzt sich der Zug wieder in Bewegung und rollt, Notsignale gebend, zum Bahnhof zurück.

Auf dem Stellwerk hat Oberleutnant Wagner das Fenster geöffnet und lauscht, nach vorn gebeugt, in die Nacht. Die Zeiger der Uhr springen auf 22.05 Uhr. Jetzt muß der entgegenkommende D-Zug bereits an der Brücke sein. Durch das Rauschen des Regens dringen schnell aufeinanderfolgende kurze Pfiffe.

„Da – das Notsignal! Bergmann hat es geschafft!“ lacht Wagner dem Stellwerksmeister zu.

Im gleichen Augenblick betritt Leutnant Becker den Raum. „Die Burschen sind gefaßt“, meldet er. „Sie liefen dem Einsatzkommando direkt in die Arme.“

(Die Personen der Handlung sind frei erfunden)



Abgepflückt



und



ausgerückt



Wer beim
In-den-Lüften-schweben
so ein Wiesenbild
erspäht,
muß nach diesen
Hüften streben —
augenblicks
wird beigedreht.

(Enger Sitz des Badekleids
zeigt nicht nur der Wade Reiz)



Er kommt näher,
doch ein Ast
hält den kühnen
Meisterspringer —
und der Ast hält
fester fast
als ein zäher
Kleisterfinger.

(Selbst bei zarten Abenteuern
soll man nach dem Starten steuern)



Welch' ein Hoffen,
welch' Entzücken
reißt sie hoch
zu Rettungstaten?
Einen Mann darf
sie sich pflücken,
einen
Fallschirma(st)kroboten!

(Mann vom Baum — das ist doch endlich
Liebe ganz schlaraffenländlich)



Doch die Seide wird,
wie schade!,
zu 'ner Rolle —
nicht zum Kleide;
dabei zeigt sich
eine Bade-
Anzug-Ausschnitts-
Augenweide.

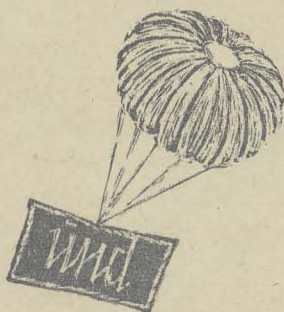
(Ist die Kurve noch so scharf,
wer gut fahren kann, der darf)





Kaum ist unser Mann
geborgen
auf der schönen
grünen Heide,
kommt sie schon mit
Kleidersorgen,
wird sie scharf
auf Fallschirmseide.

(Kleider wirken in der Regel
fördernd auf den Liebespegel)



Lange darf er nicht
verweilen,
denn die Pflicht
ruft unsern Helden,
zu dem Sammelplatz
zu eilen,
um sich dort
zurückzumelden.

(Kaum hat sie ihn abgepflückt,
ist er wieder ausgerückt)

Doch zuhause
(ohne Witze)
malt er,
jeden Kenner freut's,
in die
Kampfgeländeskizze
eine Frau hinein —
statt Kreuz.

Helmut Stöhr

AR-COCKTAIL

WAU – WAU! Soldat Schuster ist neu in der Grenzkompagnie und geht erstmalig mit dem Hundeführer auf Kontrollstreife. Da der Hund mit dem Soldaten noch nicht vertraut ist, knurrt er ihn unterwegs wiederholt an. Der Hundeführer versucht den Soldaten zu beruhigen: „Keine Angst! Hunde, die bellen, beißen nicht!“ Mißtrauisch entgegnet der Soldat: „Schön und gut. Aber richtet sich der Hund danach?“



LANGFRISTIG. Ein Soldat schrieb 1964 in seinem Urlaubsgesuch: „Ich möchte meinen Geburtstag auch einmal zu Hause feiern. Auch der Genosse Unterleutnant meint, daß ich, da ich am 29. Februar geboren bin, nicht bis zum nächsten Schaltjahr warten sollte.“



SCHÖN BUNT. Der Bataillonskommandeur ist mit dem vorgelegten Schema der vorgesehenen Gefechts-handlungen einer Kompanie nicht zufrieden. „Wer hat das gezeichnet?“ fragt er den Kompaniechef. „Der Hauptfeldwebel!“ „Schicken Sie ihn in einer Stunde mit einem besseren Schema, zu mir. Aus diesem Geschmiere kann ich nichts

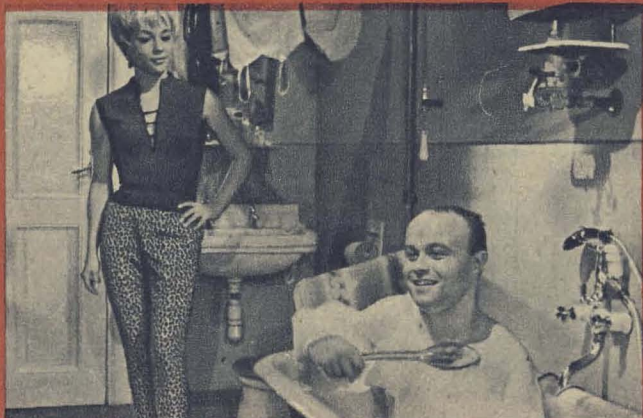
herauslesen.“ Pünktlich meldet sich der Hauptfeldwebel. Der Kommandeur sieht das Blatt an, dreht es ein paarmal um und fragt: „Und was haben Sie daran verbessert?“ – „Ich habe es schön bunt gemacht!“



WENN – DANN. Der neue Stellvertreter für Rückwä-

tige Dienste kommt in die Küche und will die Essenausgabe kontrollieren. An der Tür stößt er mit dem Gefreiten Kloß, einem Koch, zusammen, der gerade hinaus will. Verwirrt fragt der Koch: „Genosse Major, gestatten Sie eine Frage? – Sind Sie der neue Stellvertreter für Rückwärtige Dienste?“ – „Ja, warum?“ – „Na ja, wenn Sie das sind, dann muß ich Ihnen nämlich Meldung machen!“

Vignetten: Parschau



Entlassen auf Bewährung

Es geht um: einen neuen DEFA-Film.

Titel: „Entlassen auf Bewährung“

Regisseur: Richard Groschopp, zuletzt „Die Glatzkopfbande“ – also vielversprechend.

Personen der Handlung: Conny Schenk (Heinz Klevenow), gerade über die zwanzig hinaus, wegen fahrlässiger Tötung und Fahrerflucht verurteilt und wegen guter Führung vorzeitig aus der Haft entlassen.

Vater Schenk (Hans Hardt-Hardtloff) hat inzwischen wieder geheiratet. Bei ihm ist kein Platz mehr für den Sohn.

Helga Reichenbach (Helga Göring), Meisterin in einer Druckerei. „So einen“ – wie Conny – möchte sie am liebsten nicht in der Abteilung haben.

Ute Lockhoff (Angelica Domröse) ist Connys Mädchen von früher. Aber ihre Mutter soll nicht wissen, wo ihr Freund sich so lange aufhielt.

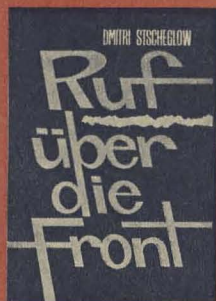
Herr Klemm (Karl Kendzia) vermietet ein kärglich möbliertes Zimmer, dafür untersucht er um so gründlicher die Habseligkeiten seines Mieters.

Hugo Borke (Volkmar Kleinert) ist bei der Haftentlassung schon bestens in Schale. Und seinen alten Zellenkumpel Conny hat er nicht vergessen.

Schnecke (Johanna Clas) wird immer nur so genannt. In hautengen Leopardenhosen versieht sie bei Hugo Borke die Hausfrauenpflichten. Ferner: Kollegen und Mitmenschen

Thema: Wer kümmert sich – und wie – um einen Menschen, der einen Fehler beging? Filmprädikat: empfehlenswert.





Dmitri Stscheglow: Ruf über die Front

Im Mai 1943 wird der Autor der 63. Armee zugeteilt und muß sich beim Stab der Brjansker Front in der Abteilung „N“ melden. Seine besonderen Fähigkeiten – „spricht fließend deutsch“ – haben ihn ausgewiesen. Für einen Major, der die Sprache des Feindes beherrscht, gibt es genügend Spezialaufgaben, und Stscheglow gewährt uns mit seinem Tagebuch Einblick in den neuen Arbeitsbereich: Propaganda und Gegenpropaganda.

Stscheglows „Waffen“ sind Lautsprecher und Flugblätter, und er muß die deutschen Soldaten überzeugen, daß ihr Krieg verloren ist, daß es für sie nur eine Möglichkeit gibt, ihr Leben zu retten, nämlich die Waffen fortzuwerfen. Er muß eindringen in die Mentalität der Gegner, muß die verschüttete Humanität in ihnen wecken, muß sie im guten, im humanistischen Sinne beeinflussen, muß mit seinen Mitteln das Blutvergießen

verkürzen helfen. Er muß Zweifel säen in ihre Herzen, denn ein Soldat, der an der Sache zweifelt, für die er kämpft, ist kein guter Soldat. Stscheglow ist nicht allein. Es ist eine erstaunliche Truppe, die sich da zwischen den vordersten Posten und der Etappe bewegt: ein russischer Offizier, einige Soldaten und dann – Deutsche. Deutsche in russischen Uniformen, in deutschen Uniformen, in Phantasieuniformen. Mehrmals wäre ihnen das fast zum Verhängnis geworden.

Eines eint sie alle: Sie rufen nicht nur über die Front, die Antifaschisten gehen sogar wieder zurück und sprechen mit ihren ehemaligen Kameraden, verlassen ihre selbstgewählte Sicherheit, um die Wahrheit zu verbreiten. Die wesentlichste Seite dieses Buches: Es zeigt einen breiten Abschnitt der Tätigkeit des Nationalkomitees Freies Deutschland und des Bundes deutscher Offiziere. Es zeigt den unermüdlichen Einsatz dieser Männer, die damals auf der richtigen Seite kämpften, um Deutschland von seinen Verderbern zu befreien, und denen es viele Soldaten verdanken, daß sie zu Einsicht gelangten und somit überlebten.

Das Buch überschreitet nie die Grenzen eines Tagebuchs. Es schweift nicht aus, bleibt am Geschehnis, nennt Namen, Daten, Orte, sogar Hausnummern. Es gibt Rechenschaft über das Geleistete, es erinnert an Männer, von denen einige heute vor allem den Genossen unserer Armee gut bekannt sind. Claus



Definitionen

EINBILDUNG = gefährliche Krankheit eines Bundeswehresoldaten, der täglich die Bild-Zeitung konsumiert und deshalb glaubt, im Bilde zu sein.

GRÖSSENWAHN = Lebensgefühl eines Marienkäfers, der glaubt ein Hirschkäfer zu sein, nur weil er auf einem Hirschgeweih sitzt, oder der Glaube eines Strauss, dem Lauf der Welt auf den Grund zu gehen, wenn er den Kopf in den Sand steckt.



Vignette: Arndt

BONBON = eine beliebte Süßigkeit, die halbiert einen widerlichen politischen Beigeschmack hat.

PARADOX = wenn man sich über den Teufel bei seiner Großmutter beschwert oder die Bestrafung der Nazi-Verbrechen von Nazirichtern erwartet.

KNEIPPKUR = Behandlungsart, der sich die Anhänger einer gewissen Hallstein-Doktrin gezwungenermaßen unterziehen und die in einer täglichen kalten Dusche besteht.

ROSSTÄUSCHER = gewisse Rias- und andere Kommentatoren, die die Lüge von der Freiheit strapazieren, aber die Freiheit der Lüge meinen.

INKONSEQUENZ = Einstellung westlicher Politiker, die zwar einem Baby kein Rasiermesser in die Hand drücken würden, aber den westdeutschen Generalen Atomwaffen anvertrauen wollen.



OBERLEUTNANT OTFRIED PLEITZ

Geboren: 9. 4. 1937. Beruf: Hauer. Klub: ASK Vorwärts Leipzig. Größte Erfolge: Mitglied des Deutschen Meisters im Basketball 1962 und 1965, Teilnehmer an den Europameisterschaften 1963 und an den Olympiaausscheidungen 1960 und 1964.

Lange Jahre war er der stärkste Center (besonders guter und großer Spieler, der sich stets im Angriffszentrum aufhält und die meisten Korbwürfe ausführt) unserer Nationalmannschaft. Die Jungen nahmen sich ihn zum nacheifernswerten Beispiel, und einige von ihnen – wie die Gebrüder Adam vom ASK Leipzig – werden bald seine Basketball-Güte haben. Vor allem wird an dem baumlangen Oberleutnant der unbändige Kampfgeist bewundert. Wenn auch alles um ihn herum die Nerven verliert, er behält sie garantiert. Man erinnert sich der letzten Europameisterschaften, als es um den wichtigen sechsten Platz ging. Wichtig deshalb, weil nur er noch die Qualifikation für die nächsten Titelkämpfe bedeutete. Gegen Finnland ging alles durcheinander, keiner behielt die Ruhe – außer Otfried Pleitz. Er brachte wieder Linie in dieses Spiel und garantierte den wenn auch knappen Erfolg. Wieviel Begegnungen er seit seinem Basketball-Debut zur 1. Sommerspartakiade ausgetragen hat, kann er nur schätzen. Die Zahl soll die 500 überschreiten. Leider, so bedauert der einstige SPW-Fahrer aus Halle, sind in dieser Summe keine olympischen Spiele enthalten. Das vorolympische Turnier in Yokohama mußte ohne ihn und seine Kameraden aus der DDR stattfinden, weil die westdeutsche Sport-Führung das zu verhindern wußte. Nun wird es für den 28jährigen Meister des Sports nicht so leicht werden, in drei Jahren noch einmal eine Olympiafahrkarte zu erwerben. Daß er es aber mit seiner Routine und seinem Kampfgeist schaffen kann, daran möchten wir nicht zweifeln.

KW



Waffenbrüder - Magazin

Zu ihrem 20. Jahrestag gratulieren wir am 1. Juli unseren Genossen der Deutschen Volkspolizei.



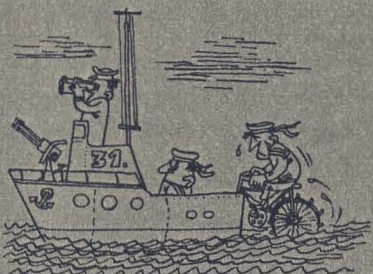
In einem Truppenteil der in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte sprach der Stadtkommandant von Berlin, Generalmajor Helmut Poppe, vor Schulungsgruppenleitern über die Wühltätigkeit der Bonner und Westberliner Ultras an den Grenzen zur

DDR. Besonderes Interesse fanden seine Ausführungen über die Sicherungsmaßnahmen vom 13. August 1961.

Hunderte von Kilometern legten die Angehörigen einer tschechoslowakischen Partisanenabteilung während des Krieges zurück. Große Dienste leisteten ihnen dabei die von ihrem sowjetischen Mitkämpfer Peter Korolew geflochtenen – Bastschuhe! Korolew, der nicht nur das Gewehr erfolgreich zu handhaben wußte, ist heute Held der kommunistischen Arbeit. Anlässlich des 20. Jahrestages des slowakischen Nationalaufstandes wurde er von der Regierung der CSSR mit einer Medaille ausgezeichnet.

„Teilnehmer an Luftschlachten während der Berliner Operation“, steht über einer kleinen Fotografie, die sowje-

tische Junge Pioniere in einem Museum entdeckten. Sie beschlossen, dem Schicksal dieser Männer nachzugehen und erhielten auf ihre Briefe schließlich auch Antwort aus Moskau. Der ehemalige Jagdflieger A. Shurawlew erzählte ihnen von den Luftkämpfen seiner Kameraden, die über Berlin 249 Flugzeuge der Faschisten abschoßen. Nach Beendigung des Krieges wurden sie zur Siegesfeier eingeladen und erhielten den Auftrag, neunmal den Roten Platz zu überfliegen.



AR-COCKTAIL

FACHBUCHEREI

Bestimmt gehören auch Sie zu jenen Interessenten, die gar zu gern einmal wüßten, welche Reichweiten die aus Veröffentlichungen bekannten Kampf raketen haben, wie ihre Flugbahn verläuft und vieles andere mehr. Das ist auch ganz natürlich, ist doch das Interesse an Problemen der Raketentechnik und Welt-raumfahrt allgemein weit verbreitet. Es gibt eine Reihe von Büchern, die sich mit Raketen, ihrer Entwicklung, ihrem Einsatz und Lenkung beschäftigen.

Im dritten Band seiner Ballistik-Reihe will der bekannte Ballistiker Prof. Dr. Walde-mar Wolff seinen Lesern die allgemein verständlichen theo-retischen Grundlagen ver-mitteln, um selbst aus ver-öffentlichten Angaben z. B. die Reichweiten und Flug-



bahnen von Raketen zu be-rechnen. Dieses Buch ist vor allem für technische Offiziere dieser Fachrichtung, Waffen-techniker, Ingenieure, Lehrer und Studenten der mathe-matisch - naturwissenschaft-lichen Fakultäten sowie ma-thematisch begabte und in-teressierte Leser gedacht. Zur selbständigen Arbeit des Lesers sind Formeln, Versuche und durchgerechnete Bei-spiele gedacht.

Die notwendigen mathemati-schen Kenntnisse gehen nicht wesentlich über den Stand der 11. Klasse hinaus. Ge-fordert wird der Umgang mit 4- bis 5stelligen Logarithmen, Rechenschieber und Vektor-rechnung. Den Anhang des Buches bil-den neben der Ableitung der Formel für die Flugzeit inter-kontinentaler ballistischer und globaler Raketen auch die Erklärung der Bezeichnungen.

W. Kopenhagen

Prof. Dr. W. Wolff „Raketen und Raketenballistik“, Deutscher Mil-litärverlag 1964, 342 S. Zahlreiche Abbildungen und Tabellen, Ganz-leinen mit Schutzumschlag, 32,— MDN.



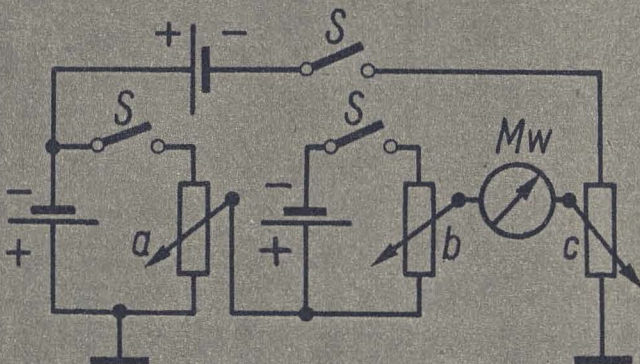
Soldatenhumor aus „Néphadsereg“, „Sowjetski woin“, „Zolnier Polski“



Elektrischer Rechner (II)

Die Abbildung zeigt eine einfache Schaltung von Po-tentiometern und Batterien, mit der die Grundrechenarten Addition und Subtraktion möglich sind: $a + b = c$; $c - a = b$; bzw. $c - b = a$.

meter a und b erhalten eine lineare Skala von 1 bis 10 und das Potentiometer c eine lineare Skala von 2 bis 20. (Es ist natürlich auch eine feinere Unterteilung möglich). Zwischen den Potentiometern b und c liegt ein Meßwerk (0,1 bis 1 mA), mit dem Zei-ger in Mittelstellung. Soll z. B. die Summe $6 + 8$ er-mittelt werden, so stellt man $a = 6$ und $b = 8$ ein. Den Zeigerausschlag des Meß-



Potentiometerschaltung zur Addition bzw. Subtraktion von zwei Zahlen

Als Potentiometer (500 Ohm-lin.) kann man Drahtausfüh-rungen verwenden. An den Potentiometern a und b liegt (jeweils über Schalter S) je eine Batteriespannung von 4,5 V (Flachbatterie) an. Die abgreifbaren Spannungen sind in Reihe geschaltet, so daß sie sich addieren. Über dem Potentiometer c fällt eine Spannung von 9 V ab, die zur Kompensation der mit a und b eingestellten Span-nungen dient. Die Potentio-

werkes verringert man durch Verstellen von Potentiometer c, bis kein Strom mehr durch das Meßwerk fließt. Dann läßt sich am Potentiometer c das Ergebnis, nämlich 14, ab-lesen.

Ing. Schubert

AR-COCKTAIL

„In einer Diskussion über Radsportprobleme fiel auf unserer Stube neulich auch der Begriff ‚Tour de l'Avenir‘. Obwohl zwar einige von uns, wir sind acht Nachrichtensoldaten, verschiedenes dazu zu sagen wußten, erwiesen sich unsere Kenntnisse im Grunde genommen doch als recht mager. So kamen wir überein, an die ‚Armee-Rundschau‘ zu schreiben, was ich hiermit im Namen meiner Genossen tue. Vielleicht kann uns das Soldatenmagazin ausführlicher über dieses Rennen informieren: Beispielsweise, seit wann es gefahren wird, wie es entstanden ist, über welche Strecke es führt, wer bisher gewonnen hat. Könntet Ihr das mal tun?“ – Selbstverständlich können wir's. Und indem wir uns für den Brief des Funkers Gerd Semmler bedanken, geben wir unserem Mitarbeiter Horst Hartmann das Wort für die gewünschten Auskünfte.



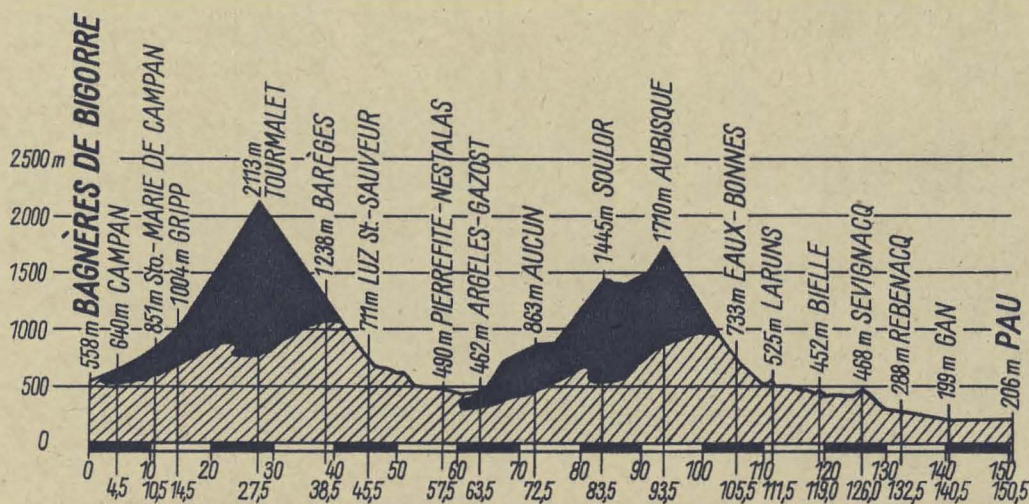
Es trifft sich gut, daß die Fahrt der Zukunft – wie die Tour de l'Avenir in der deutschen Übersetzung heißt – in wenigen Tagen wieder unmittelbare Gegenwart ist. Da es die fünfte ist, feiert sie zudem noch ein Jubiläum.

Wie ist es zur Tour de l'Avenir, dem größten Amateurrennen Westeuropas, gekommen? Jacques Marchand, Direktor der Fahrt und Radsportexperte der bekannten französischen Sportzeitung „L'Equipe“, die zusammen mit „Le Parisien libre“ als Veranstalter auftritt, sprach einmal von einem notwendigen Gegengewicht, das der Westen mit diesem Rennen dem Aufblühen des Radsports in den sozialistischen Ländern entgegenstellen wolle. Marchand meinte damit nicht etwa eine Konkurrenzveranstaltung zur Friedensfahrt, sondern äußerte seine Über-

zeugung, daß gerade das Beispiel der Friedensfahrt dem westeuropäischen Radsport einen Ausweg aus der Überwucherung durch den Profisport zeige.

Das Vorbild Friedensfahrt ist jedoch nur die eine Seite der Sache. Die verstärkte Hin- oder auch Rückwendung zum Amateursport erklärt sich ganz allgemein aus der Erfolgsskala der sozialistischen Länder im letzten Jahrzehnt.

Erinnern wir uns: Die Olympiade von Melbourne (1956) brachte der gemeinsamen deutschen Straßen-Mannschaft mit den DDR-Fahrern Schur und Tüller die Bronzemedaille. 1958 und 1959 wurde Tëve Weltmeister. In Rom 1960 feierte Viktor Kapitonow seinen großen Olympiasieg, während das DDR-Team im 100-km-Mannschaftszeitfahren die Silber- und das



Auf der Etappe von Bagnères de Bigorre nach Pau haben die Fahrer die zwei schwersten Brocken zu überwinden: Den 2113 m hohen Tourmalet und den 1710 m hohen Ausisque. Die Graphik zeigt das genaue Streckenprofil.

während der XVI. Friedensfahrt folgende Sätze in der „L'Equipe“: „Jedes Jahr erklärt sich der Direktor des Komitees der UCI für machtlos, eine angemessene Lösung zu finden und beruft sich auf Regierungsentscheidungen. Eine Lösung aber besteht und ist leicht zu akzeptieren. Es genügt, ein für allemal zu erklären, daß nur die Länder ermächtigt werden können, Radsport-Weltmeisterschaften zu veranstalten, die sie ohne politische Diskriminierungen auf ihrem Territorium annehmen können. Und was die Tour de l'Avenir anbetrifft, werden wir als Veranstalter nicht müde werden, zu fordern, daß auch die Ostdeutschen, die so viel zum Aufschwung des internationalen Amateursports geleistet haben, daran teilnehmen können.“

Nun einiges zur Tour de l'Avenir selbst. Ihre Streckenführung ist aus der Graphik auf Seite 55 ersichtlich, ebenso das Streckenprofil der schwersten, der Pyrenäen-Etappe (Seite 54).

Als erster trug sich 1961 der Italiener de Rosso in die Siegerliste ein. Zusammen mit der Tour de France ausgetragen, wurde die neu ins Leben gerufene Amateur-Fahrt zu einer echten Sensation. Das Schweizer Fachblatt der Radsportler urteilte, daß „das Rennen durchaus kampfreich gefahren wurde und in dieser Hinsicht seinen großen Bruder, die Tour de France, glatt in den Schatten stellte“.

1962 rollte die Tour de l'Avenir über 2120 km. Nach den ersten 148,5 km, die „Rund um Bordeaux“ führten, übernahm Jan Janssen aus Holland die Führung. Als äußerst starker Fahrer erwies sich auf dem zweiten Streckenabschnitt der Spanier Momene, der nach 4 : 26 : 30 Std. vor Poggiali (Italien), Gomez-Moral (Spanien) und dem durch die Friedensfahrt auch bei uns gut bekannten Holländer Nijdam durchs Ziel fuhr. Am Rande sei erwähnt, daß die Profis an diesem Tag den gleichen Kurs absolvierten. Jedoch war ihr Tagesbester um 26 : 32 min langsamer als der Etappensieger der Amateure – eine Differenz, die zu denken gibt und den sportlichen Wert der Tour de l'Avenir deutlich unterstreicht. Als Gesamtsieger fuhr der Spanier Gomez-Moral in Paris ein.

Ein Jahr später beteiligte sich zum ersten Mal auch die Sowjetunion. Nach ihren Erfolgen bei der Friedensfahrt und bei der Tour of Canada hatte man allgemein eine dominierende Rolle von ihr erwartet. Aber wie schon manchem zuvor wurden dann die Pyrenäen den anfangs führenden UdSSR-Fahrern zum Verhängnis. So gab es zum Schluß nur mittlere Plätze. Der strapazenreiche Tourmalet mit seiner langen, steilen Abfahrt forderte hohe Tribute.

Die erste Etappe gewann der Holländer van Kreuningen. Aber dann kam Melichow und wurde Spitzenreiter. Bereits am dritten Tag meldete der Franzose Zimmermann seine Siegesansprüche an und behauptete von da an die Spitzenposition. Melichow konnte sie nie wieder erreichen, war aber mit drei Etappensiegen erfolgreichster Spürer.

Wie kam es nun zum „Einbruch“ der sowjetischen Mannschaft? Die Bergabfahrten werden immer mehr zum Ausgangspunkt entscheiden-

der Veränderungen in einem Straßenrennen. Seit Jahrzehnten führt die Tour de France durch die Pyrenäen und über den Tourmalet, und zuallererst durch ihn bekam das Mammut-Rennen der Profis den Beinamen „Tour der Leiden“. Der Gipfel des Tourmalet ragt 2113 m über den Meeresspiegel empor. Etwa 20 km beträgt die Auffahrt zu dem fast immer vom Nebel eingehüllten Gipfel. Dann erwartet die Fahrer eine 12 km lange steile Abfahrt. Seit vier Jahren ist der Tourmalet nun auch zum „Schicksalsberg“ der Tour de l'Avenir geworden. Viele Fahrer, die bis dahin vordere Plätze eingenommen hatten, wie Melichow, zeigten sich den pfeilschnellen Abfahrten nicht gewachsen. Diejenigen, die in solchen Bergabfahrten noch keine Erfahrungen besaßen, verloren gegenüber den routinierteren Bergfahrern zehn, fünfzehn und mehr Minuten bei einer Etappe. Höchstmögliche Übersetzung und ausgefeilte Steuere Kunst sind das wichtigste, um die im 70er und 80er Schnitt erfolgende „Sturzfahrt“ zu bewältigen.

Schnee, Eis, Regen und Sonnenglut haben die Paßstraße des Tourmalet verwitern lassen. Feines Geröll bedeckt den Asphalt. Also höchste Gefahr für Reifen und Felgen. Jede Unachtsamkeit beim Aufkleben der Reifen kann zum Sturz führen. Daher verwenden die Fahrer bei den Abfahrten nicht den normalen Reifenkitt, weil er sich auf der heißen Felge schnell lösen würde, sondern benutzen den beim Radsport üblichen Schellack.

Am 1. Juli vergangenen Jahres begann in Antibes die 4. Tour de l'Avenir. An ihr beteiligten sich 103 Fahrer aus 14 Ländern, die fast den gleichen Streckenabschnitt wie die Profis befuhren. Sieger in der Einzelwertung wurde der Italiener Gimondi, der noch auf dem letzten Streckenabschnitt den von der 2. Etappe an führenden Garcia (Spanien) verdrängen konnte. In der Mannschaftswertung siegte Spanien vor Frankreich und Polen. Die Polen konnten auf dieser Fahrt gut mithalten, sie errangen durch Gawliczek und Kudra zwei Etappensiege, und Beker trug sogar einen Tag das gelbe Trikot. Im Gesamteinzelklassement konnte sich Gawliczek auf Platz 6 eintragen. Beker wurde Elfter, Zapala Zwölfter, und Kudra belegte den fünfzehnten Platz mit 19 : 12 min Rückstand zum Sieger. Bisher konnten Holland und Spanien je zehn Etappensieger stellen, Frankreich und Italien neun, während Belgien sechs Etappensiege herausfuhr. Die Sowjetunion errang drei Etappensiege durch Melichow, Polen bisher zwei.

In der Gesamteinzelwertung führten 1961 und 1964 die Italiener, 1962 Spanien und 1963 Frankreich. Was die Mannschaftswertung angeht, so waren die Spanier mit zwei Siegen bisher am erfolgreichsten.

In diesem Jahr nun wird die Tour de l'Avenir fünf Jahre alt. Ohne Zweifel ist sie ein zwar junges, aber durchaus kräftiges Kind des Amateurradsports. Und daß sie bei vielen Radsportanhängern teilweise sogar schon höheres Ansehen genießt als die Tour de France der Profis, spricht nicht nur für ihre Popularität, sondern mehr noch für ihren sportlichen Wert und die Leistungsstärke ihrer Teilnehmer.

Während ihrer Vietnamreise erlebten HARRY THURK
und Bildreporter BERT BAUSSAT einen

Alarm IM HAFEN





nicht umrissen. Die Stadt ist zu einem der wichtigsten Güterumschlagsplätze am Golf von Tongking geworden. An der breiten Mündung des Song Lam liegt der Hafen, der in den letzten Jahren immer mehr ausgebaut und modernisiert worden ist. Auf den langen Kais recken sich Kräne auf. Flache Lagerschuppen bergen Stückgüter, Früchte und Gemüse. Mit Schiffen wird das alles weiter nordwärts transportiert, nach den Häfen von Hong Gai, Haiphong oder Lach Truong. Zu den Dschunken mit den Fledermaussegeln und den kleinen Sampans sind neue, moderne Schiffe gekommen. Schneeweiß gestrichen, liegen sie an den Kais.

Der 3000-Tonner, den wir besuchen, heißt „Thong-nhet“ (Einheit). Zu unserer großen Überraschung ist es ein Schiff aus der DDR-Produktion. Es wurde erst 1959 an Vietnam geliefert. Seitdem befährt es die Küstenroute. Kapitän Le Ngoc Liem, der uns in seiner Kajüte mit Tee bewirtet, lobt Konstruktion und robuste Bauweise des Schiffes. Ich entdecke an der Kajütenwand die DDR-Flagge, ein Andenken unserer Schiffsbauer. Daneben die Wandersfahne für 25 000 Seemeilen sichere Fahrt.

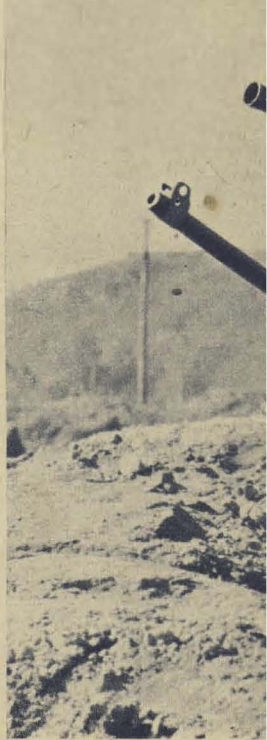
„Es war nicht immer leicht, sicher zu fahren“, erzählt der Kapitän. Er ist nicht mehr jung. Vor zehn Jahren kämpfte er in der Befreiungsarmee und wagte noch nicht davon zu träu-

**Läufe ragen zum Himmel.
Innerhalb dreißig Sekunden
ist der Hafen abwehrbereit**



Wir haben auf der Reise zum 17. Breitengrad, der provisorischen Grenzlinie zwischen der DRV und Südvietnam, in Vinh Station gemacht. Das ist eine Provinzstadt, die 1954 von den abziehenden Franzosen fast völlig zerstört wurde. Heute ist sie neu aufgebaut. Zu den unzähligen einstöckigen Behausungen sind moderne Bauten gekommen, Kaufhäuser und Schulen, Bürogebäude und Hotels. Eine Menge neuer Betriebe entstanden in den Jahren seit der Befreiung: Zuckerfabriken und Ölraffinerien, Sägewerke und ein Kraftwerk, das mit sowjetischer Hilfe am Ufer des Song Lam erbaut wurde. Außerdem aber begegnet man auf Schritt und Tritt den Erzeugnissen eines hochentwickelten Handwerks. Vinh wird von Touristen vielfach die „Bambusstadt“ genannt, und in der Tat, das Angebot an Artikeln, die aus Bambus gemacht sind, ist hier reicher als anderswo. Auf den Märkten kann man von Möbeln über Matten und die verschiedensten Ziergegenstände bis zum breiten, kegelförmigen Hut eine Unmenge von Dingen kaufen, die geschickte Handwerker aus Bambus gefertigt haben. Aber damit ist die Bedeutung von Vinh für das kleine Land Vietnam längst

**Alarm
IM HAFEN**



men, einmal ein so großes, modernes Schiff zu führen. Ich beobachte ihn, während er spricht. Er hat so gar nichts von einem „Seebären“ an sich. Seine Bewegungen sind leicht, fast graziös. Er spricht leise, so daß er fast etwas verlegen wirkt. „Im Mai letzten Jahres wurden wir auf See das erste Mal von amerikanischen Fliegern angegriffen. Auf der Höhe von Thanh Hoa. Seitdem haben sich solche Überfälle wiederholt. Meine Mannschaft ist im Gebrauch von Schützenwaffen ausgebildet worden. So sind wir auf See nicht völlig wehrlos, wenn die amerikanischen Flieger kommen...“

Selbstverteidigung — das ist es, was seit Monaten jeden Vietnamesen bewegt. Die amerikanische Aggression hat einen Umfang angenommen, der von jedem Bürger die höchste Kampfbereitschaft fordert. Während wir durch das Schiff zur Brücke gehen, ertönt plötzlich an Land eine Sirene. Andere fallen ein; auch die Schiffssirenen heulen auf. Kapitän Liem gibt uns Ferngläser. Von der Brücke aus können wir sehen, was binnen weniger Sekunden an Land vor sich geht.

„Eine Alarmübung“, sagt der Kapitän. „Die Selbstschutzeinheiten beziehen ihre Stellungen...“ Überall zwischen den Hafenanlagen tauchen Männer mit Gewehren und Maschinengewehren auf. Sie tragen Tropenhelme zu ihrer Arbeitskleidung. Blitzschnell eilen sie zu den

Deckungslöchern und MG-Stellungen, die überall im Hafengebiet angelegt worden sind. Es vergeht kaum eine halbe Minute, und dann sind nur noch die Läufe der Waffen zu erkennen, die sich in den Himmel richten: Der Hafen ist abwehrbereit gegen einen überraschenden Luftangriff.

In bestimmten Abständen zwischen den Deckungslöchern liegen Beobachter mit Ferngläsern und Megaphonen. Ihre Aufgabe ist es, jeweils eine Gruppe von Schützen auf ein bestimmtes Ziel zu orientieren. Wenn man mit Gewehren und Maschinengewehren gegen moderne, schnellfliegende Düsenjäger kämpft, hängt der Erfolg davon ab, daß man das Feuer konzentriert. Der vietnamesische Selbstschutz hat mit dieser Methode bei der Abwehr der amerikanischen Luftgangster beachtliche Erfolge erzielt. Wir erfahren noch während der Übung einiges darüber, als wir die „Thongnhet“ verlassen und zu den Selbstschutzeinheiten gehen. Der Mann, mit dem wir sprechen, heißt Nguyen quang Chung und fährt einen Traktor im Hafen. Unweit einer Brücke liegt sein Schützenloch. Er klettert heraus und deutet auf das Wasser: „Von dort kamen plötzlich die amerikanischen ‚Skyhawks‘. Das war der erste Angriff auf unsere Stadt. Etwa um die gleiche Zeit wie jetzt, mittags. Damals waren unsere Selbstschutzeinheiten gerade auf-





Blitzschnell vertauschte auch Nguyen quang Chung seinen Traktor mit dem Gewehr. Hat er doch selbst schon böse Erfahrungen mit den amerikanischen Luftpiraten gemacht.

gestellt worden. Trotzdem konnten wir dafür sorgen, daß die Amerikaner nur relativ geringen Schaden anrichteten...“

Er macht uns auf die hohen Felsen der Hong Linh-Berge aufmerksam, die Vinh gleichsam einrahmen. Um ihre Bomben gezielt abwerfen zu können, flogen die „Skyhawks“ von See her durch die „Lücke“ in diesen Felsen an. Hier aber liegt der Hafen. Und hier gerieten die Düsenmaschinen in das massierte Abwehrfeuer und waren gezwungen, ihren Kurs zu verändern. Damit aber waren sie von den befohlenen Zielen, den Industrieanlagen der Stadt, bereits abgedrängt.

„Sie flogen mehrmals an“, erklärt Nguyen quang Chung. „Unser Feuer zwang sie, höher zu fliegen und ihre Formation aufzulösen. Der Angriff brachte ihnen nicht den gewünschten Erfolg. Offenbar hatten sie sich das alles einfacher vorgestellt.“

Das hatten sie fraglos. Den Piloten auf den US-Flugzeugträgern „Constellation“ und „Ticonderoga“ war gesagt worden, daß sie kaum mit Abwehr zu rechnen hätten. Die Amerikaner wissen sehr genau, daß die Volksarmee der DRV bei weitem nicht über das technische Potential verfügt, wie es etwa die 7. US-Flotte repräsentiert. Umso überraschter waren die Piloten, als sie einsehen mußten, daß ein Angriff auf Ziele in Nordvietnam trotzdem kein Spazierflug ist. Bevölkerung und Armee bilden

bei der Abwehr der Terrorangriffe aus der Luft eine unüberwindliche Einheit. Während die Beobachter durch ihre Megaphone Zahlen ausrufen, die Anflugrichtungen kennzeichnen, beobachten wir, wie die Läufe der Waffen herumschwenken. Bei den MG's wird der Magazinwechsel geübt. Drüben, auf der „Thong-nhet“ sind Wasserschläuche ausgerollt worden. Katastrophenbrigaden stehen abrufbereit in den Aufgängen. An der Reling zeichnen sich die Silhouetten der Schützen ab.

„Wo waren Sie an dem Tag?“ frage ich Nguyen quang Chung. Er deutet auf die Erde, da, wo wir stehen. „Hier...“ Dann erfahren wir, daß er bei diesem Angriff durch einen Schuß an der Hüfte verletzt wurde. Aber er verließ die Stellung nicht, bis die Flugzeuge fort waren. Er zuckt verlegen die Schultern, als ich mich danach erkundige. „Keiner von uns hätte seinen Posten verlassen. Wir haben einen sehr gefährlichen Feind, da darf man nicht so einfach aufgeben. Und außerdem — wir haben etwas zu verteidigen. Haben Sie die neue Stadt gesehen...?“

Ich habe sie gesehen. Die Straßen voller einfacher, arbeitsamer Menschen. Kinder, die in der Sonne spielen. Schulen und Fabriken. Kaufhäuser mit Stoffen, Fahrrädern und Reischalen.

„Ich hätte mich geschämt, wenn ich nicht buchstäblich bis zum Umfallen geschossen hätte. Und die Verletzung an der Hüfte... davon fiel ich eben nicht um“, sagt Nguyen quang Chung.

Zehn Minuten später ist die Alarmübung beendet. Die Waffen verschwinden. Die Männer eilen wieder zu den Lagerschuppen, an die Kräne und Winden. Nguyen quang Chung fährt mit seinem Traktor an uns vorbei, als wir den Hafen verlassen. Er bringt eine Ladung Eisenträger zur Verladerrampe. Einmal noch blickt er sich um und winkt uns. Draußen auf dem Wasser zieht gemächlich eine Dschunke an der „Thong-nhet“ vorbei. Weit hinten, dort, wo Meer und Himmel ineinanderfließen, irgendwo im Golf, lauern die Flugzeugträger der 7. Flotte.

Ein amerikanischer Korrespondent, der sich am gleichen Tag auf der „Ticonderoga“ befand, als die Flugzeuge zum Angriff auf Vinh starteten, schrieb wenige Tage später in der „Newsweek“: „...Schwerfällig dreht der mächtige Flugzeugträger in den Wind, eine breite Schaumspur zurücklassend im blaugrünen Wasser des Südchinesischen Meeres. Auf dem Deck hängt der erste Düsenjäger in dem gespannten Katapultseil. Aus der Düse züngeln Flammen; das Triebwerk gibt einen hohen, singenden Ton von sich. Dann reißt der Katapult-Offizier, in einen grellgelben Jersey gekleidet, seinen Arm herab. Das Katapult stößt weißen Qualm aus, und das Flugzeug schießt steil in den Himmel. Wie ein losgelassener Jagdfalke...“

Die „losgelassenen Jagdfalken“ werden sich mit jedem neuen Angriff mehr davon überzeugen müssen, daß ihr vermeintliches Opfer sich nicht von ihnen einschüchtern läßt. Und daß es hart zurückschlägt, wenn man es angreift.

Keiner bleibt zurück

VON SIEGFRIED DIETRICH

Zwei Uhr morgens. Eintönig und hart klingt der Schritt des Postens auf dem gepflasterten Platz vor dem Wachgebäude. Plötzlich zerreißt schrilles Klingeln die Stille der Nacht. Alarm in der Einheit Schumacher! Befehle erklingen, Stiefel trappen, aus der Halle schieben sich brummend einige Schützenpanzerwagen.

Wenig später rollt die Kompanie einem unbekannten Ziel entgegen. Eine der üblichen Alarmübungen, die gewöhnlich nach kurzer Zeit wieder vorüber sind? Die Soldaten glauben diesmal nicht daran. Sie haben eine gute Nase für außergewöhnliche Ereignisse. Rolf Stockmann, 25 Jahre alt und von Beruf Baggermaschinist, wiegt während der Fahrt bedächtig den Kopf: „Der Feldscher sprach in letzter Zeit viel über Fußpflege. Das riecht verdächtig nach einem großen Fußmarsch.“

Nun, zuerst einmal riecht es nach einem kräftigen warmen Essen. Im Konzentrierungsraum wartet nämlich bereits das Küchenpersonal. Runter von den SPW und Essen empfangen, das ist eins. Dazu gibt es heißen Tee für die Feldflaschen. „Na bitte“, sagt Rolf Stockmann. „Ich habe es ja gleich gewußt!“

Erstens kommt es anders . . .

Hauptmann Schumacher ruft die Offiziere und die Gruppenführer zu sich. „Aufgabe: Die Kompanie erreicht im Fußmarsch geschlossen die Unterkunft. Mitgeführt werden Waffen, Teil I des Sturmgepäcks, Schutzmaske und Schutzplane. Abmarsch sechs Uhr!“

Jeder überprüft noch einmal den Sitz des Sturmgepäcks. Ein paar Vorsichtige ziehen die Stiefel aus und streichen die Strümpfe glatt. Böse Erfahrungen lehrten sie, wie verhängnisvoll eine einzige winzige Falte werden kann.

Die ersten zehn Kilometer geht alles verhältnismäßig reibungslos. Wohl drücken Sturmgepäck und MPi, doch daran haben sich die Mot.-Schützen bei früheren kleineren Märschen schon gewöhnt. Bei den MG- und Panzerbüchsen-schützen allerdings macht sich die Last auf der Schulter schon bedeutend mehr bemerkbar als bei den MPi-Schützen. Aber nach ihrer Schätzung liegt ein Drittel des Weges bereits hinter ihnen, und jeder denkt: Schlimm kann es nicht mehr werden.

Aber: „Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt!“ heißt eine Redensart. Unerwartet trifft die Einheit auf Stellungen des Gegners. Leise Befehle gehen von Mann zu Mann. Sekunden später prallen die Mot.-Schützen wie eine Woge nach vorn. Abwehrfeuer zwingt sie zu Boden. Immer wieder springen die Soldaten

auf, immer wieder werden sie in Deckung gezwungen. Jetzt machen sich die zurückgelegten Kilometer bemerkbar. Unter dem Kampfanzug wird es heiß. Der Acker scheint ein Magnet zu sein, der den Körper nicht mehr loslassen will. Der kleinste Stein wird zum tückischen Hindernis, über das man stolpert. Waffe und Sturmgepäck werden zur unerträglichen Last. Der Angriff kommt zum Stocken.

Plötzlich ist der Bataillonskommandeur zur Stelle. Keiner weiß, woher er kam.

„Zurück!“ befiehlt der Kommandeur.

Jede Deckung ausnutzend, hastet die Einheit durchs Gelände, formiert sich neu und greift zum zweitenmal an. Soldat Schäfer flucht grimmig vor sich hin. Sonst MPi-Schütze, hat er heute für einen erkrankten Kameraden das IMG übernommen.

Kurt Schäfer ist von Beruf Maurer. Strapazen können ihm nicht so schnell etwas anhaben. Doch das ungewohnte Maschinengewehr auf der Schulter macht ihm zu schaffen. „Geht es noch?“ fragt Unteroffizier Flack, sein Gruppenführer. „Natürlich geht es!“ knurrt Schäfer. Er fühlt sich in seiner Ehre gekränkt. Mit zusammengebissenen Zähnen stürmt er weiter, wirft sich hin, schießt und springt wieder auf.

Diesmal hat die Kompanie Erfolg. Sie dringt in die Stellungen des Gegners ein.

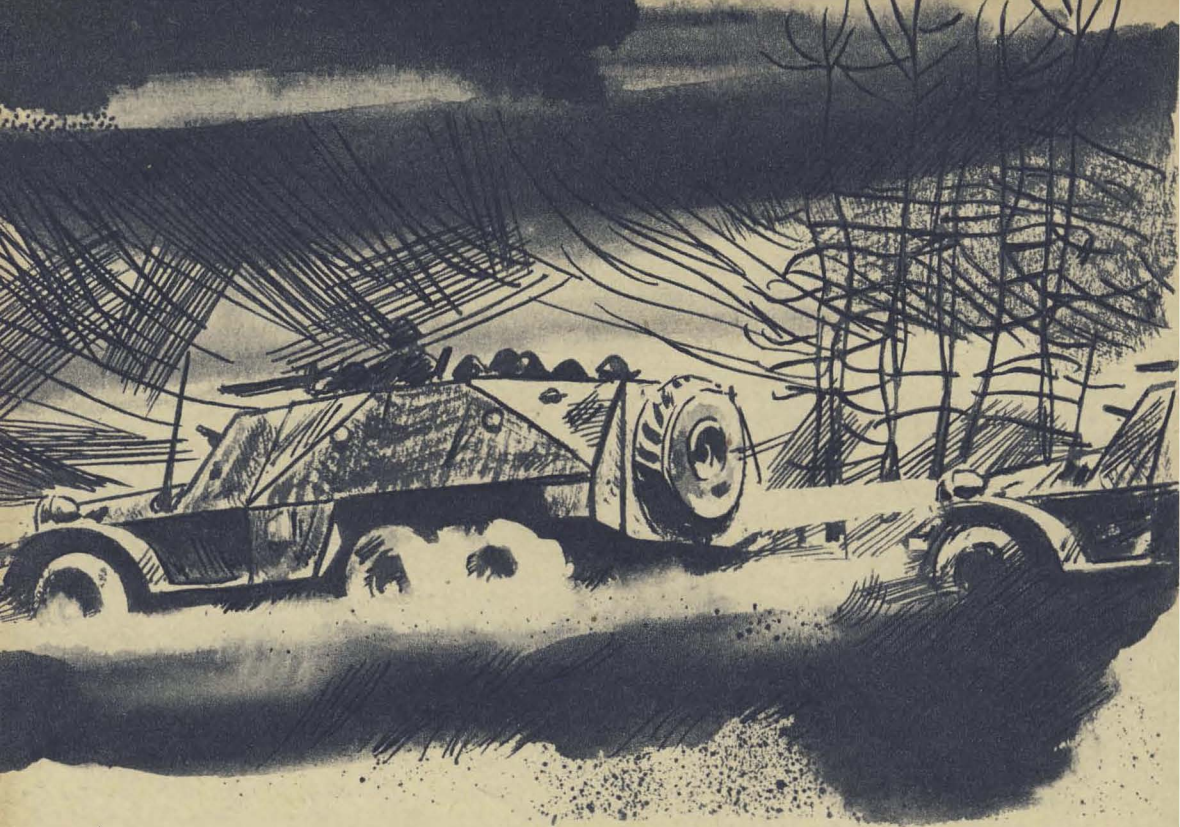
„Na bitte!“ sagt Rolf Stockmann zu Schäfer. „Wir können es also doch!“

Drei Gruppenführer haben Sorgen

Die Sonne klettert höher und höher. Die Kompanie marschiert weiter. Nach vier Kilometern tauchen mitten auf einem Waldweg vermummte Gestalten auf: ein chemischer Aufklärungsstrupp im Schutzanzug. O je! denkt Unterfeldwebel Baum und schielt zu seinem Panzerbüchsen-schützen. Ob der das durchhält? – Unterfeldwebel Baum ahnt, was die Aufklärer bedeuten. Ähnliche Gedanken bewegen auch Unteroffizier Flack und Unterfeldwebel Dülfer. Dülfer hat Sorgen mit dem ersten Schützen des Kompanie-maschinengewehres.

Da befiehlt Hauptmann Schumacher: „Schutzmasken auf!“

Der strapaziöse Marsch unter der Schutzmaske beginnt. Keiner ahnt, daß er über sechs Kilometer gehen soll. Bald klebt den Soldaten die Unterwäsche am Körper. Das Atmen wird ihnen zur Qual. Die Füße scheinen zu Bleiklumpen zu werden. Das nagende Gefühl im Magen wird mit jeder Minute stärker, der Durst schier unerträglich. Will denn dieser Marsch überhaupt kein Ende nehmen? ▶



Illustrationen: Rudolf Grapentin

Der Panzerbüchsenchütze der Gruppe Baum läuft und läuft, den Blick unter der Maske starr geradeaus gerichtet, als komme es auf ihn allein an. Den gleichen „angeschlagenen“ Eindruck macht der MG-Schütze der Gruppe Dülfer. Auch die Schritte des Soldaten Schäfer werden schwerer und schwerer. Er beginnt zu wanken, reißt sich aber sofort zusammen, damit er nicht zurückbleibt. Das fehlte noch, daß er schlappmacht; er, der so manchen aus seinem Zug am ausgestreckten Arm „verhungern“ lassen könnte!

Vertrauen zu sich selbst

Sollen wir eingreifen?, überlegen die Gruppenführer, die ihre Soldaten aufmerksam beobachten. Noch nicht! Sicher glaubt jetzt mancher dieser jungen Genossen – sie stehen erst fünf Monate in den Reihen der Nationalen Volksarmee –, er sei am Ende seiner Kräfte. In Wirklichkeit jedoch sind seine Reserven längst nicht erschöpft. Würde ihm das einer sagen, er würde es wahrscheinlich nicht glauben wollen. Folglich muß man es ihm beweisen. Der Soldat muß Vertrauen zu sich selbst, Vertrauen in seine eigene Kraft bekommen. Das ist nicht zuletzt Sinn dieses Marsches.

So trappen sie dahin, legen Kilometer um Kilometer zurück. Soldat Schäfer keucht unter der Maske, seine schweißnassen Hände sind knallrot. Anfangs brammelte er noch verdrossen vor sich hin, aber seit gewisser Zeit sagt er keinen Ton mehr. Kurt Schäfer scheint den kritischen

Punkt erreicht zu haben, an dem es einfach nicht mehr weitergehen will. Unteroffizier Flack will ihm das MG abnehmen, doch er schüttelt unwillig den Kopf. Irrtum! Noch gibt er nicht auf! Der Gruppenführer läßt ihn gewähren.

Endlich, nach anderthalb Stunden, befiehlt Hauptmann Schumacher eine Rast. Erlöst reißen die Soldaten die Schutzmasken herunter, wischen sich den Schweiß von den glühenden Gesichtern. Tief durchatmen! Das tut gut!

Noch bevor sie jemand daran hindern kann, setzen sich vier MPI-Schützen auf einen Betonsockel. Der Kompaniechef jagt sie hoch, als er sie erblickt. „Wollt ihr euch einen Wolf holen?“ Die vier springen bestürzt auf.

Steinhardter „Kuchen“

Der ungesüßte Tee erfrischt. Doch im Magen bohrt der Hunger. Auf dem LKW G 5, der neben dem Sankra steht, liegt der Kampfsatz an Verpflegung: fertiger Eintopf und Fleisch in Büchsen. Alles braucht nur gewärmt zu werden. Aber zur grenzenlosen Enttäuschung aller erklären die Zugführer, die Rast dauere nur 25 Minuten, da sei keine Zeit, ein Feuer anzumachen.

Zum Kampfsatz gehören aber nicht nur Eintopf und Fleisch, sondern auch Dauerzwieback. Jener Dauerzwieback, den bisher jeder verschmähte, wenn die Einheit einmal übungsweise damit versorgt wurde. Heute ist das anders. Die ersten beginnen notgedrungen am Zwieback zu knabbern. Und siehe da, das steinharte Zeug schmeckt

zu dieser Stunde besser als an anderen Tagen der Kuchen! Es dauert nicht lange, da sieht man in der Runde nur noch kauende Backen. Heute bleibt kein Krümel übrig.

Der Schock

„Was doch so eine kurze Rast ausmacht!“ Kurt Schäfer hebt das IMG an und hat plötzlich das Gefühl, als wäre es um gut ein Drittel leichter geworden. Er schöpft neuen Mut. Ein Hoffnungsfunkle glimmt in ihm auf, daß er nun den kritischen Punkt überwunden habe. Seinen Kameraden geht es ähnlich. Doch schnell ist die Hoffnung zunichte! Noch keine fünfzig Meter, da beginnen die ersten Soldaten zu humpeln. Von Minute zu Minute werden es mehr. Für viele ist es ein regelrechter Schock. Woher kommen plötzlich die Blasen an den Füßen? Die Fersen brennen wie Feuer. Der Schmerz überstrahlt sogar das dumpfe Gefühl der Schwere in den Gliedern. „Lauft zu!“ raten die Gruppenführer. „Die Blasen hattet ihr schon vor der Rast, ihr habt sie nur nicht gespürt. Das gibt sich wieder.“

Mit schmerzverzerrten Gesichtern stolpern die Gruppen vorwärts. Murrend unterhält sich hier und da einer mit seinem Nebenmann, wer wohl die meisten und größten Blasen hat. Hauptmann Schumacher sieht auf die Uhr. Die Kompanie hält den Zeitplan ein. Nein, es ist nicht nötig, aufs Marschtempo zu drücken. Besser ist es, er beschränkt sich darauf, den „Angeschlagenen“ Mut zuzusprechen.

Da sind zunächst die vier Soldaten, die sich auf den Betonsockel gesetzt und nun tatsächlich mit

dem Wolf zu kämpfen haben. Da ist der Soldat Schäfer mit dem ihm ungewohnten IMG. Da sind die zwei Schützen in den Gruppen Baum und Dülfer. Der Kompaniechef scheint überall zugleich zu sein. Aber keiner denkt auch nur mit einer Silbe daran, daß auch er unter den Strapazen des Marsches leidet.

Am Schluß der Kolonne fährt der Sankra. Ein verlockender Gedanke! Eine Vorstellung, die wahre Wunschträume hervorzaubert. Nur vier Worte wären nötig, gleich einem Zauberspruch, und schon hätten alle Strapazen ein Ende! Man könnte die Stiefel von den geschwollenen Füßen ziehen, der „Sani“ würde Blasen verpfästern, man könnte bis zur Unterkunft fahren. In wie vielen Köpfen mag dieser Gedanke immer greifbarere Formen annehmen?

Trotzdem spricht keiner diese vier Worte aus, die mit einem Schlag die ersehnte Ruhe brächten: Ich kann nicht mehr!

Ist es Ehrgeiz, Pflichtbewußtsein oder Kollektivgeist, was die Soldaten daran hindert? Warum zum Beispiel schleppt der Schütze in der Gruppe Baum nach wie vor seine Panzerbüchse und der MG-Schütze der Gruppe Dülfer das Kompaniemaschinengewehr? Warum weigert sich der Soldat Schäfer standhaft, das IMG abzugeben? Und weshalb marschieren die vier Wolfkranken noch immer? Niemand würde es ihnen verübeln, wenn sie aufgäben. Doch sie marschieren! Was sind nun die wahren Gründe?

„Was die zweite Kompanie geschafft hat, schaffen wir noch immer“, sagt Rolf Stockmann, einer von denen, die den Marsch bisher verhältnis-





mäßig gut überstanden haben. Doch die vielen anderen? Jeder von ihnen kämpft in diesen Stunden einen stillen, innerlichen Kampf. Jeder von ihnen empfindet – vielleicht sogar unbewußt – Verantwortungsgefühl dem Kollektiv gegenüber. Soll ausgerechnet seine Gruppe ihren Kampfauftrag nicht erfüllen, nur weil er schlappgemacht hat?

Der kritische Punkt

Das Beispiel des Kompaniechefs spornt an. Keiner möchte hinter ihm zurückstehen. Und doch spürt Hauptmann Schumacher, daß die „schwachen Kettenglieder“ zu einer ersten Gefahr werden. Immer sorgenvoller vergleicht er die Uhrzeit mit dem Marschplan.

Längst ist es Mittag geworden. Die Sonne brennt unbarmherzig vom Himmel. Abermals stellt sich das bohrende Hungergefühl ein. Der Durst quält. Ein Schluck Tee wird zur Kostbarkeit. Wer noch ein wenig in der Feldflasche hat, teilt ihn mit dem, dessen Flasche leer ist. Die Einheit erreicht geschlossen das Ziel! Das ist die Aufgabe. Keiner, der das nicht begriffen hätte.

Einen der Wolfkranken, einen langen, schlacksigen MPI-Schützen, scheint es besonders getroffen zu haben. Mit verzerrtem Gesicht humpelt er neben seinen Leidensgenossen her und stöhnt: „Lange halte ich nicht mehr durch!“

„Wenn Sie nicht mehr können, dann sitzen Sie auf!“ bietet ihm der Kompaniechef an. Wohl ist dieser Marsch eine Bewährungsprobe, doch es gibt einen Punkt, da beginnt die Verantwortung des Vorgesetzten, die Sorge um den Menschen. Dessen ist sich Hauptmann Schumacher bewußt. Doch der Wolfkranke lehnt ab. Er versucht verkrampt zu lächeln und erwidert: „Geht schon noch, Genosse Hauptmann!“

Es geht aber nicht mehr in den Gruppen Baum, Dülfer und Flack. Die Gruppenführer nehmen ihren Schützen das Kompaniemaschinengewehr beziehungsweise die Panzerbüchse ab und geben ihnen dafür die leichtere MPI. Kurt Schäfer aber wehrt sich weiter hartnäckig. Er taumelt vor Schwäche, will sich jedoch vom IMG nicht trennen. „Ich habe es übernommen, und ich bringe es auch zurück!“ knurrt er. Der Unteroffizier redet ihm zu wie einem kranken Kind. Da wird Schäfer wütend: „Lassen Sie mich endlich in Ruhe!“

„Mach' keinen Quatsch!“ schimpfen ihn die anderen aus. „Wenn du aus den Latschen kippst, ist die ganze Gruppe blamiert.“

Widerwillig gibt Kurt Schäfer nach.

Kurz vor dem Ziel

Das Gewicht des Sturmgepäcks scheint sich zu verdoppeln. Den Mot.-Schützen ist, als dehnten sich die Meter zu Kilometern. Hinsetzen, aus-

ruhen! denkt der Kopf. Doch die Beine bewegen sich automatisch weiter, als seien sie vom Willen unabhängig. „Das Taktikgelände!“ ruft plötzlich Rolf Stockmann und weist auf den hohen Turm, der das Gelände überragt. „Keine halbe Stunde mehr bis zur Unterkunft!“

Es ist, als gehe ein Ruck durch die Kompanie. Die Rücken straffen sich. Der müde Schritt wird fester. Der Blick bekommt wieder neuen Glanz. „Stiefel runter, duschen, Blasen verpfastern, Waffen reinigen und dann ins Bett!“, sagt der eine. Der andere reckt schnuppernd die Nase in die Luft, als könne er bereits den Duft des Abendessens wahrnehmen. Kurt Schäfer denkt nur noch: Schlafen, schlafen!

Hauptmann Schumacher läßt halten. Er zeigt zum Kanal, der das Taktikgelände begrenzt. Die Kompanie hat einen Übersetzversuch des Gegners zu verhindern!

Durch die Gruppen geht ein Murmeln. Flüche werden laut: „Verfluchter Mist, als hätten wir uns noch nicht genug geschunden!“ Einige Soldaten erklären rundweg, die Einheit sei im jetzigen Zustand dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen. Kurt Schäfer sagt gar nichts mehr.

13 Stunden ist die Kompanie nun auf den Beinen. 35 Kilometer Fußmarsch, davon 6 Kilometer unter der Schutzmaske, und eine Gefechtsübung liegen hinter ihr. Kann man es den Soldaten verübeln, wenn sie angesichts dieser Gefechts-einlage noch kurz vor dem Ziel ihrem Herzen Luft machen? Keiner von ihnen ist ein „chemisch reiner“ Held, der jubelnd jede neue Strapaze auf sich nimmt.

Trotzdem reißt sich jeder ein letztes Mal zusammen. Die vier Wolfkranken, Kurt Schäfer, der MG-Schütze der Gruppe Dülfer, der Panzerbüchschenschütze der Gruppe Baum, die ganze Kompanie. Als Hauptmann Schumacher eine halbe Stunde später bekanntgibt, die Kompanie habe ihren Kampfauftrag erfüllt, wundern sich die Schützen nicht einmal. Ihnen ist, als hätten sie etwas Selbstverständliches vollbracht.

Ein Widerspruch? Auf den ersten Blick scheint es so. Aber der Schein trügt. Kurt Schäfer spricht aus, was wohl jeder denkt. Als ihn sein Gruppenführer fragt, wie er sich fühlt, brummt er: „Miserabel! Aber zum Schluß schlappmachen? Kommt nicht in Frage! Wer bis hierher durchgehalten hat, läßt sich nicht mehr umwerfen. Soll die Schinderei umsonst gewesen sein?“

Jeder hat in den letzten 15 Stunden erfahren, zu welchen Leistungen er fähig ist. Jeder hat Vertrauen zu sich selbst, zu seiner Ausdauer und Zähigkeit gewonnen. Diese Gewißheit erfüllt ihn mit Genugtuung, selbst wenn er diesen Fußmarsch verflucht bis in alle Ewigkeit. Kurz vor dem Ziel muß der lange, schlacksige MPI-Schütze, der mit dem Wolf, doch noch aufgeben. Tränen der Wut in den Augen, besteigt er den Sankra. Ihm ist es nur ein schwacher Trost, daß ihm sein Kompaniechef versichert, er habe sich großartig gehalten.

Zehn Minuten später leuchten die Dächer der Kaserne durch die Baumkronen. Aus rauen Kehlen erklingt das Lied: „Wir sind die junge Garde des Proletariats!“

Die französische Filmschauspielerin
VERONIQUE VENDELL während der
französischen Filmwoche in der DDR



Major Howard Brown hat im Frühling 1916 viel in Belfast zu tun, einer Hafenstadt im englischen Teil Irlands. Allerdings wissen nur wenige Leute, daß er Major ist. Er ist immer zivil gekleidet und redet viel von Gott, fast in jedem zweiten Satz erwähnt er die Allmacht Gottes und die Unerforschlichkeit seiner Wege. Er ist klein, dick, gemütlich und äußerst freundlich und hat eines Tages ein vertrauliches Gespräch mit dem Direktor der Schiffswerft in Belfast. „Es ist mir leider zu Ohren gekommen“, sagt der Werftdirektor, „daß sich meine Arbeiter wegen der Überholung der ‚Hampshire‘ Gedanken machen.“

„Was sind das für Gedanken?“

„Sie haben herausbekommen, daß die ‚Hampshire‘ keine 20 Knoten mehr macht und eigentlich verschrottungsreif ist. Sie fragen, ob unsere militärische Lage schon so verzweifelt ist, daß wir ein Wrack wie die ‚Hampshire‘ wieder herichten und in Dienst nehmen müssen.“ — „Können Sie mal den Obmann der Werftarbeiter heraufrufen?“ Eine halbe Stunde später betritt ein kräftiger Werftarbeiter in Monteureinkleidung das Zimmer des Direktors.

„Jim, komm näher. Was ist los? Was reden die Arbeiter über die ‚Hampshire‘? Das ist Sir Brown, ein Schiffingenieur der Admiralität.“ Jim wiederholt verlegen, was der Direktor schon sagte. Dann ergreift Major Brown das Wort. „Hör zu, mein Sohn. Gott schuf die englische Nation und gab ihr eine mächtige Flotte, er will nicht, daß irgendwelche Werftarbeiter sich überflüssige Sorgen machen. Sag deinen

Kameraden: die ‚Hampshire‘ ist für Kurierdienste an der schottischen Küste bestimmt, und dafür ist sie gut genug, so wahr mir Gott helfe.“

Dann beaufsichtigt Major Brown die Schauerleute, die 20 sorgfältig verschlossene und versiegelte Kisten auf die ‚Hampshire‘ bringen. Er hat sich von der Hafenverwaltung Schauerleute geben lassen, von denen bekannt ist, daß sie Mitglieder der Konservativen Partei sind und nichts mit diesen verdammt sozialistischen Ideen zu tun haben. Aber der alte Captain Peeter, der die ‚Hampshire‘ führen wird, erzählt ihm, daß sich die Schauerleute über das Gewicht der Kisten wundern und noch mehr über die Art, wie Sir Brown sie im Schiffsraum verteilt, nämlich so tief wie möglich und jede Kiste an einer anderen Stelle des Schiffes. Brown läßt den Ältesten der Schauerleute zu sich rufen und sagt zu ihm in Gegenwart des Kapitäns: „Hör zu, George, du glaubst doch an Gott, der den englischen König eingesetzt hat, und an den Admiral Hall, der vom englischen König eingesetzt wurde. Admiral Hall hat mich beauftragt, diese Kisten möglichst so im Innern der ‚Hampshire‘ unterzubringen, daß ein Spion, der eine öffnet, noch nicht alle hat und die andern erst suchen muß. Bis er sie findet, finden wir ihn. Die Kisten enthalten nämlich Geheimdokumente, die nach London geschafft werden müssen. Wir haben einen Krieg, und Gott will, daß wir ihn gewinnen, also müssen wir auch bereit sein, gewisse Dinge zu tun, die man von uns verlangt, ohne Fragen zu stellen. Geh und sag deinen Kameraden Bescheid, damit sie aufhören, über die Kisten zu reden.“

Spionageerzählung von J. C. Schwarz

Der Untergang der „HAMPSHIRE“

Im Nordosten Schottlands liegt die Hafenstadt Inverness. Von Belfast bis Inverness braucht die „Hampshire“ fast 4 Tage. Sie fährt im Postkutschentempo. Als einziger Zivilist befindet sich an Bord ein kleiner, dicker, gemüthlicher Herr, der öfter mit dem Kapitän Besprechungen hat. „Was soll ich machen“, sagt Peeter eines Tages. „Die Matrosen sind unruhig. Erst vor einer halben Stunde erzählte mit der zweite Steuermann, was ihm zu Ohren gekommen ist. Ihre Kisten, Sir Brown. Sie glauben nicht, daß das mit rechten Dingen zugeht.“

„Und Sie selbst?“ fragt Major Brown lauernd. „Was denken Sie selbst über die Kisten?“

„Ich bin Soldat, Sir. Wir haben einen Krieg, und es ist nicht meine Aufgabe, mir den Kopf zu zerbrechen. Ich tue, was mir befohlen wird.“

„Das möchte ich Ihnen auch geraten haben. Wenn man Gott vertraut, ist man immer gut aufgehoben.“

Wir haben einfach zuviele von diesen verdammt Sozialisten unter den Matrosen. Lassen Sie bis Inverness feststellen, wer die Gerüchtemacher sind, und übergeben Sie mir dann die Liste. In Inverness werden wir Maßnahmen ergreifen.“

In Inverness wird das Schiff von Militärpolizei besetzt. 14 Matrosen werden wie Verbrecher mit Handschellen an Land gebracht und den Ma-

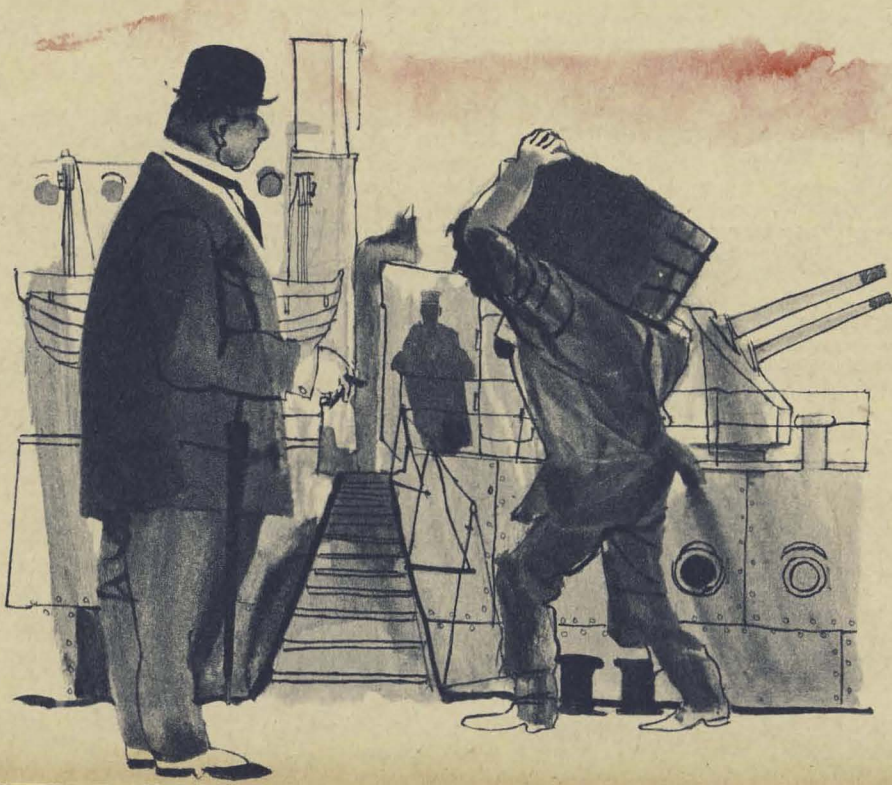
rinebehörden vorgeführt. Bei der kurzen Gerichtsverhandlung, die den Charakter eines Feldgerichts hat, sehen die erstaunten Matrosen den kleinen, dicken, gemütlichen Zivilisten, der die Reise auf der „Hampshire“ mitmachte, als Anklagezeugen auftreten. Er trägt die Uniform eines Majors der königlichen Artillerie. Sie erhalten schwere Strafen wegen Meuterei in Kriegszeit und werden abgeführt.

Am 3. Juni erfahren Kapitän, Offiziere und Matrosen der „Hampshire“ endlich, was ihre Aufgabe ist. Sie sind inzwischen nach Thurso, der nördlichsten Küstenstadt Schottlands, gefahren und nehmen hier eine Fracht an Bord, die alles erklärt: Den berühmten britischen Feldmarschall Lord Horatio Herbert Kitchener, der in Gala-Uniform, von einer Gruppe hoher Offiziere begleitet, das Schiff betritt, das ihn nach Petersburg zum Zaren bringen soll. Jetzt ist alles klar: Die Geheimdokumente in den Kisten sind für den Zaren in Petersburg bestimmt. Zugleich garantiert die Reise eines so hohen britischen Militärs wie Kitchener und seines Stabes für den Schutz, den die „Hampshire“ auf ihrer Fahrt genießen wird. So sagt auch beim Abschied Major Brown zum Kapitän der „Hampshire“:

„Ich hatte den Auftrag, das Geheimnis so lange zu hüten, bis Lord Kitchener an Bord geht. Es gibt Sicherheitsfragen. Sie werden verstehen. Gott ist immer mit dem, der selbst für seine Sicherheit sorgt. Sie werden militärische Dekung durch die Flotte erhalten, Captain. Die zwei Zerstörer, die im Hafen liegen, werden sich Ihrer Fahrt anschließen.“

585 Seeleute, die ganze Besatzung des Kreuzers „Hampshire“, empfangen in einer glänzenden Bordparade den Feldmarschall und seinen Stab. Die englische Flagge geht hoch, die Bordkapelle spielt die Hymne „God save the King“. Wer ein echter Patriot ist, dem laufen in solchen Augenblicken Schauer über den Rücken.

Wir wissen heute allerdings etwas mehr über diese dunkle Affaire als damals die Matrosen und Offiziere der „Hampshire“, die an der Bordparade teilnahmen. Der berühmte „Lord Kitchener of Khartoum“, den Indern und Sudanesen unvergeßlich durch die blutigen Massaker, mit denen er gegen Aufständische vorging und die Macht des Empire wiederherstellte, sollte auf Wunsch der englischen Heeresleitung zusammen mit seinem Stab die Auflösungserscheinungen in der zaristischen Armee eindämmen und die Generalstabsarbeit reorganisieren helfen. Aber neben der Heeresleitung gab es eine zweite Macht, die politisch-wirtschaftlich dachte und deren Organ der Geheimdienst war: Die Herren des englischen Großkapitals. Selbstverständlich waren auch diese Kreise an militärischen Erfolgen Rußlands interessiert, aber es scheint, daß ihre Auffassung, wie dies zuwege gebracht werden sollte, mit der Meinung der Heeresleitung nicht übereinstimmte. Admiral Hall, oft in der Geschichte der englischen Spionage als Intelligence-Mann genannt, muß ihr Verbündeter gewesen sein. Mit Hilfe Sir Halls setzten sie ihre Pläne nötigenfalls auch gegen den Willen der Heeresleitung durch. Die Rolle der geheimnisvollen Kisten, die die „Hampshire“ auf ihrer Fahrt mitnehmen mußte, wird nie ganz geklärt werden, ebenso wie die Tatsache, daß die völlig veraltete „Hampshire“





für die Reise Kitcheners gewählt wurde. Admiralität und Geheimdienst machten sich allerdings durch ihr Verhalten denen gegenüber, die ihre Zweifel nicht für sich behalten konnten, höchst verdächtig.

Warum bleiben die beiden Zerstörer zurück, die doch nach den Worten Sir Browns die „Hampshire“ begleiten sollten? Warum fährt die „Hampshire“ allein los, ohne militärische Bedeckung? Warum nimmt sie nordwestlichen Kurs? Will sie sich an den deutschen U-Booten vorbei durch das Skagerrak nach Petersburg stehlen?

Vom Land her arbeitet Major Brown fieberhaft. Er besitzt eine Vollmacht der allerhöchsten Admiralität, aus der hervorgeht, daß er in allen Angelegenheiten, die die „Operation Hampshire“ betreffen, den Admiral Hall vertritt und in Bezug auf die Bewegung der „Hampshire“ und ihrer Begleitschiffe anweisungsberechtigt ist. Ein schmucker Seeoffizier besucht in einem Motorboot die vor Anker liegenden Zerstörer und überingt ihnen einen schriftlichen Befehl, der von Admiral Hall „im Auftrag Major Brown“ unterzeichnet ist und anordnet, daß die Zerstörer wegen des starken Westwindes im Hafen zurückbleiben. Andere Flotteneinheiten würden die Begleitung der „Hampshire“ übernehmen. Ja, es hat seine Richtigkeit, der Westwind ist stark, und die Zerstörer sind nicht sehr seetüchtig, es sind kleine, bewegliche Kampfschiffe, die nicht nur leicht operieren, sondern auch leicht operiert werden, nämlich von einer stürmischen See. Aber wer hat überhaupt diese

2 Zerstörer als Begleitschiffe für die „Hampshire“ ausgewählt? Ein Soldat stellt keine Fragen. Captain Peeter bekommt einen Funkpruch, der besagt, daß nördlich der Orkney-Inseln, 100 Seemeilen von Thurso entfernt, englische Flotteneinheiten die „Hampshire“ erwarten, um ihr militärische Deckung bis Petersburg zu geben. Die „Hampshire“ soll Kurs auf die Orkney-Inseln nehmen.

Ein strahlender Sommertag an der Küste der Orkney-Inseln im Norden Schottlands. In diese gottverlassene Gegend verirren sich selten Kriegsschiffe der königlichen Flotte, noch dazu in den Zeiten, wo sie an anderen Stellen gebraucht werden. Fischer beobachten, wie in der Ferne langsam und majestätisch der Kreuzer „Hampshire“ vorbeizieht. Der „starke Westwind“ ist zusammen mit Major Brown in Thurso geblieben. Plötzlich geschieht etwas Schreckliches: Ein Biltz fährt aus der „Hampshire“, ein Donnerschlag folgt, das wiederholt sich dreimal, die entsetzten Fischer sehen, wie das Schiff unter schwarzen Rauchwolken langsam sinkt. Sie machen ihre Ruderboote klar, um zur Rettung der Menschen hinauszufahren, mobilisieren die einzige Küstenpolizeistation, die 5 Stunden braucht, um das einzige ihr zur Verfügung stehende Motorrettungsboot flott zu machen und hinauszuschicken. In diesen 5 Stunden versucht der Verantwortliche der Station, mit Thurso telefonisch in Verbindung zu kommen, um den Flottenbehörden von dem Vorfall zu berichten. Nach 5 Stunden ist die Verbindung hergestellt. Die Polizeistation der Orkney-



Illustrationen: Karl Fischer

Inseln bekommt aus Thurso die Anweisung, das Motorrettungsboot zurückzurufen, da sich aller Wahrscheinlichkeit nach deutsche U-Boote in der Umgebung der sinkenden „Hampshire“ aufhalten. Schon nach einer Fahrt von 3 Meilen, noch weit vom Ort der Katastrophe entfernt, wird das Motorrettungsboot mittels Funkspruch zurückgerufen.

Aber die Fischer, die die Überlebenden der Katastrophe zu retten versuchen, bemerken nichts von deutschen U-Booten. Sie fischen annähernd 70 Seeleute aus dem eisigen Wasser, aber nur 11 Matrosen kommen mit dem Leben davon. Lord Kitchener und sein Stab liegen auf dem Grund des Ozeans. In London verbreitet die Presse Nachrichten vom Untergang der „Hampshire“ und dem tragischen Ende des Feldmarschalls Kitchener, der ein Opfer deutscher U-Boote geworden sei.

Die 11 Überlebenden werden im Admiraltätsamt von Sunderland an der Ostküste Nordenglands in Gegenwart des Admirals Hall vernommen. „Mister Cornwall“, sagt Major Brown zu dem Rangältesten der 11 Matrosen, „rührt Euch, nehmen Sie bequeme Haltung an. Sie stehen vor einem Gericht der Kriegsflotte seiner königlichen Majestät, das von Ihrem höchsten Vorgesetzten Admiral Hall persönlich geleitet wird und dem ich als juristischer Sachverständiger anzugehören die Ehre habe. Sie werden ersucht, bei Ihrem Eid als Seemann die Wahrheit zu sprechen. Es liegt eine Beschuldigung gegen Sie vor, derzufolge Sie und Ihre Kameraden unwahre Gerüchte über die Kata-

strophe der ‚Hampshire‘ verbreiten. Worauf stützt sich Ihre Behauptung, daß nicht durch deutsche U-Boote, sondern durch eine Schiffsexplosion der Feldmarschall Lord Kitchener und sein Stab samt der ‚Hampshire‘ in die Luft flogen?“

„Es ist so, Sir“, beginnt der Obermaat verlegen. „Uns waren gleich die Kisten verdächtig, die in Belfast an Bord der ‚Hampshire‘ geschafft wurden.“

„Warum waren Ihnen diese Kisten verdächtig? Sprechen Sie ganz offen!“

„Ganz einfach, Sir. Sie waren viel zu schwer für Kisten, die Dokumente enthalten. Und sie wurden so komisch auf dem Schiff verteilt.“

„Wie schwer darf Ihrer Meinung nach eine mit Dokumenten gefüllte Kiste sein?“

„Das weiß ich nicht, Sir“, sagte der Obermaat verlegen.

„Zusammengelegtes Papier ist bleischwer. Haben Sie schon mal Kisten mit Büchern transportiert?“ – „Nein, Sir.“ – „Sie lesen zu wenig, daher kommt Ihre Unwissenheit. Bücher sind schwer, zusammengelegtes Papier ist schwer. Wir sind in einem Krieg, und Sie machen sich leichtfertiger Äußerungen schuldig. Welche weiteren Gründe haben Sie für Ihren Verdacht?“

„Die Verhaftung der 14 Matrosen in Inverness. Sie wurden nur deshalb verhaftet, weil sie offen gesagt hatten, was sie über die Kisten dachten. Es war immer üblich, Sir, daß ein Engländer sagen darf, was er denkt.“

„Aber nicht in Kriegszeiten, weil das die Kriegsanstrengung der Nation untergraben und den

(Fortsetzung auf Seite 78)





ugegeben, der Fesselballon ist für den angenehmen Fallschirmspringer kein Universal-Übungsgerät. Vielleicht mag er diesem oder jenem sogar altmodisch erscheinen. Doch irgendwie schließt er die Lücke zwischen den Sprüngen vom Turm und dem ersten Sprung aus dem Flugzeug. Hier kommt es noch nicht so sehr auf die Schnelligkeit und ausgefeilte Exaktheit an. Beim Ballonsprung geht es vor allem um die praktische Vervollkommnung und um den Mut des Soldaten. Denn er braucht Mut, bis er ein richtiger Fallschirmspringer ist — viel Mut. Lassen wir Oberleutnant Medžo, einen erfahrenen Ausbilder, davon erzählen:

Eigentlich gibt es da nicht viel zu erzählen. Man könnte alles in einem Satz zusammenfassen: Als Fallschirmspringer muß ein Mensch hauptsächlich mit sich selbst kämpfen und fertig werden. Das fängt doch schon beim Springen vom Turm an.

Stellen Sie sich eine längliche Bretterbude vor, mit den gleichen Türöffnungen wie in einem Flugzeug, die auf etwa zehn Meter hohen Metallpfeilern steht. Der Soldat legt oben die Gurte an und springt ab. Wenn die ihn nach einem heftigen Ruck in der Luft schaukeln, wird das Gegengewicht ausgelöst. Der Fallschirmspringer fällt dann auf einen Sandhaufen nieder.

Bereits auf dem Turm zögern manche Soldaten, die schon unzählige Male den Hindernislauf mit Laufstegen, hohen Seilbrücken und Sprungpferden hinter sich gebracht haben. Einige, und das scheinen ob ihrer lauten Reden vorher oft die Tapfersten zu sein, lehnen überhaupt ab zu springen. Wer das nicht mitgemacht hat, der glaubt es nicht.

Du trittst mutig auf die Öffnung zu. Der Ausbilder gibt den Befehl: „Fertigmachen!“ Du legst die Arme auf die Brust, machst einen Schritt und schaust hinab. Und plötzlich sträubt sich etwas in dir. Die Beine versagen den Dienst, im Kopf dreht es sich, und die Hände fassen krampfhaft den Rand der Öffnung. Du weißt, daß dir nichts passieren kann, daß schon so viele Kameraden vor dir gesprungen sind, aber du kannst plötzlich nicht. „Ich springe nicht!“ sagst du und trittst zurück.

Was macht man mit solchen Leuten? Soll man sie wieder zu ihren Einheiten zurückschicken? Erst muß man es wieder und wieder mit ihnen versuchen. Kommt es doch nur darauf an, in diesen Wall von Angst im geeigneten Augenblick eine Bresche zu schlagen...

Und so übten wir in solchen Fällen stundenlang mit den ängstlichen Soldaten am Turm, überzeugten geduldig und sprangen in ihrer Gegen-

◀ **Vortraining für das Springen:** An dieser „Schaukel“, dem Pendelgerüst, lernen die Soldaten, sich unter dem geöffneten Fallschirm richtig zu verhalten.

► **Der Ballon ist gefüllt. Nun noch den Ballast anhängen.** Durch seinen Abwurf läßt sich unbeabsichtigtes Sinken weitgehend verhindern: Andererseits ermöglichen Ventile, im Notfall rasch einen Teil des Gases abzulassen und zu landen.

„Luftschiffer“ auf Bewährung

Von AR-Korrespondent
Major JIŘI BLECHA, Prag





Abschied von der Erde. Die neuen Absprungkandidaten blicken mit gemischten Gefühlen über den Korbrand. Immerhin tröstet es, daß zu den Genossen am Boden eine Sprechverbindung besteht. Man fühlt sich nicht ganz so einsam.

Der schwerste Augenblick ist vorüber. An die Stelle der Ungewißheit tritt nun das Gefühl des Stolzes über den bewiesenen Mut. Der junge Fallschirmspringer hat eine seiner vorerst schwersten Prüfungen bestanden.



wart unzählige Male selbst, solange sie nicht aus eigenem Antrieb den Sprung wagten. Zum Schluß schafften es bisher fast alle.

Dann kommen die ersten Sprünge aus dem Ballonkorb. Er steigt in mehrere hundert Meter Höhe auf. Mit jedem Meter wird die Stille unheimlicher. Auf der Erde kann sich ein Mensch kaum vorstellen, wie diese Stille zunächst deprimiert. Und da fällt dir ein, daß du mit geöffnetem Sicherheitsfallschirm auf der Brust nicht springen darfst. Die Hand gleitet zum Abzugsgriff. Es genügt ein Ruck, denkst du, die Spannungsgummis geben nach, der Fallschirmbranz öffnet sich, und dann — darfst du nicht springen. Du brauchst nicht zu springen! Lang scheinende Minuten kämpfst du mit dir. Du mußt deine Hände bewachen, die jeden Augenblick zum Griff fassen können.

„Fertigmachen!“ ertönt da der Befehl des Ausbilders. Du trittst fast mechanisch an den Korbrand, und alle Gefühle, die dich noch vor kurzem auf dem Sprungturm beherrschten, scheinen winzig gewesen zu sein. Du fürchtest dich hinunterzusehen. Es ist lächerlich...

„Sprung!“ schreit der Ausbilder. Etwas in dir will dich zurückreißen, aber — du springst. Du hast gewonnen.

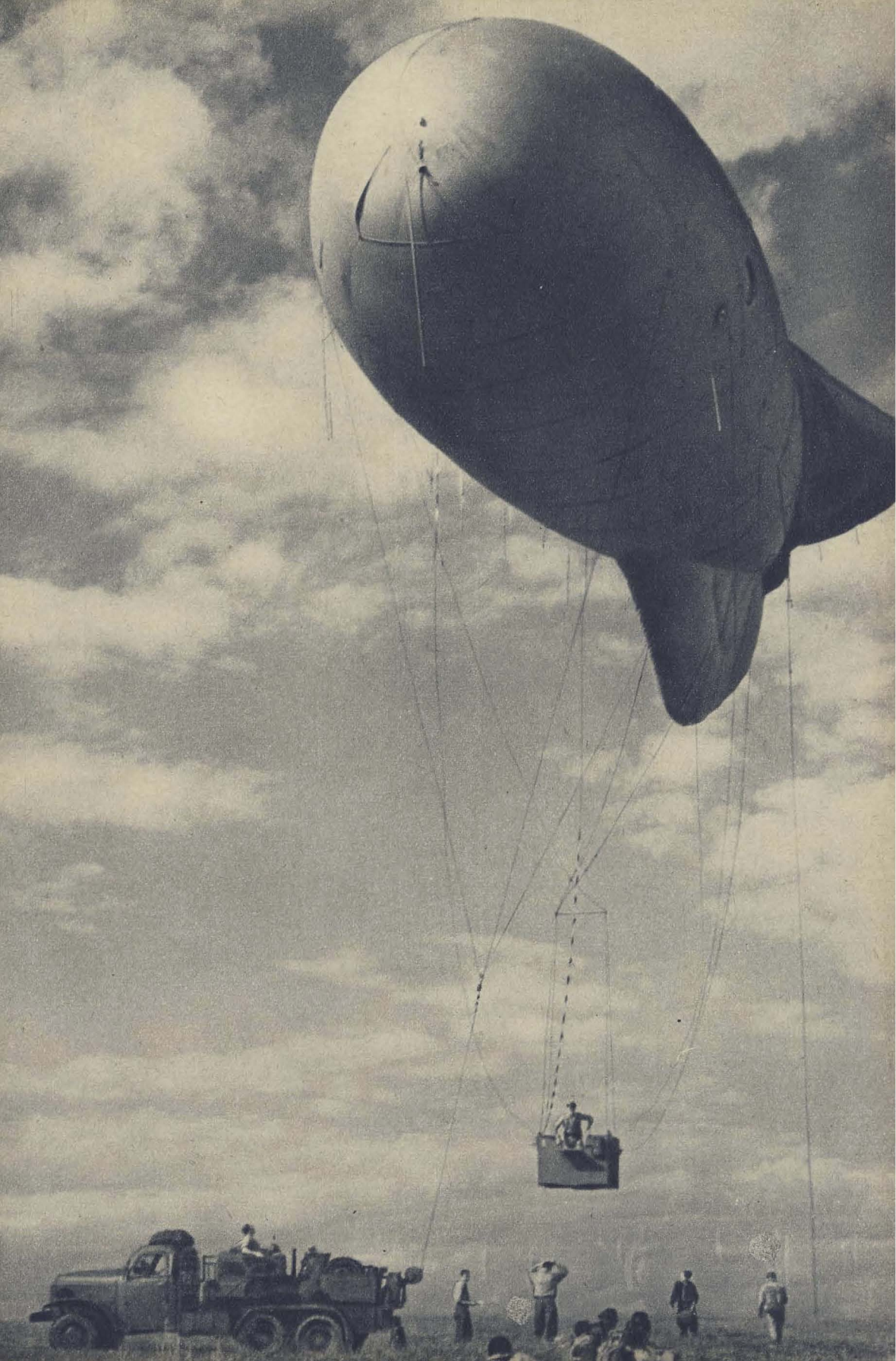
Es ist erstaunlich, wie derlei Empfindungen einen Menschen plötzlich umkrepeln können. Ich war einmal mit Männern im Ballon, von denen ich wußte, daß es ihnen noch sehr an Mut fehlte. Unter ihnen auch Soldat Houšťka — oder Blažej —, der Name tut nichts zur Sache. Er sollte als letzter springen. Zunächst war ihm keine Furcht anzumerken. Er stellte sich auf den Korbrand, und beim Befehl „Sprung!“ schritt er auch richtig mit dem linken Bein zuerst aus. Vielleicht wurde er jedoch gerade in diesem Augenblick von der Angst übermannt. Schon fallend, klammerte er sich plötzlich am Korbrand fest und blieb über dem vierhundert Meter tiefen Abgrund hängen. Im ersten Augenblick wollte ich ihm helfen, wollte ihn heraufziehen; doch gleichzeitig kam mir zu Bewußtsein, daß er in dem Augenblick, da ich ihn zurückholte, aufhören würde, Fallschirmspringer zu sein. Daß er nie mehr den Mut zum Springen aufbringen würde. Schließlich schwanden ihm die Kräfte — und er ließ los. Die Aufzugsleine ruckte, der Fallschirm öffnete sich. Langsam schwebte er nach unten.

Irgendwie fühlte ich mich allerdings schuldig vor ihm. Und ich fürchtete mich vor der nächsten Begegnung. Die ließ nicht lange auf sich warten. Denn kaum war ich mit dem Ballon niedergelassen, kam er schon angerannt und schrie mir ins Gesicht:

„Es war herrlich! Entschuldigen Sie meine Feigheit!“

Da war ich überzeugt, daß auch er den Sieg über sich selbst errungen hatte. Bald würde er „richtig“ springen können — aus dem Flugzeug.

► Eine Seilwinde läßt den Ballon in einige hundert Meter Höhe aufsteigen und holt ihn, normalerweise immer noch gefüllt, wieder nieder.



Nomen est omen — d. h. ich nenne die Namen meiner Interviewpartner nur mit ihrem Einverständnis. So nehmen sie mir gegenüber auch kein Blatt vor den Mund. Und z. b. V. bedeutet z. b. V. des Chefredakteurs, der mich und die von mir erfundene Befragungsmethode nur zur Klärung delikaterer Probleme heranzieht. Vorige Woche z. B. sollte ich herausfinden, welche Faktoren die Disziplin der Soldaten ihren Gruppenführern gegenüber beeinflussen.

Nun stehen mir als modernem Meinungsforscher natürlich die modernsten technischen Mittel zur Verfügung. Ich nahm also mein von mir selbst konstruiertes KGKKG (sprich: Kybernetisches Gedanken-Kombinations-Kleinst-Gerät), drückte die Sprechaste und sprach obige Frage auf das anlaufende Tonband. Als ich den K-Hebel (sprich: Korrelations-Hebel) betätigte, knisterte und knatterte es eine Sekunde und eine metallisch klingende Stimme aus dem Lautsprecher antwortete: „Die innere Einstellung der Soldaten zu ihrem Gruppenführer spielt hier eine große Rolle.“

Na, prima, dachte ich und legte meinem Apparat gleich die nächste Frage vor: „Wirkt sich eine positive oder negative innere Einstellung der Soldaten zu ihrem Gruppenführer auch dementsprechend auf die Disziplin der Soldaten aus?“

Diesmal knisterte und knackte es etwas länger, aber dann erklang dieselbe helle Stimme: „Im allgemeinen, ja. Jene Soldaten, die ihren Gruppenführer achten, befolgen auch gern und exakt seine Anordnungen und Befehle. Dagegen verhalten sich jene Soldaten, die ihren Gruppenführer aus bestimmten Gründen nicht achten,



in den meisten Fällen nicht diszipliniert gegenüber diesem Gruppenführer.“

Nun fragte ich ein drittes und letztes Mal: „Wie muß ein Unteroffizier sein, damit er bei seinen Soldaten Achtung, Ansehen und Respekt genießt?“

Erst kam eine ganze Weile gar nichts. Plötzlich gellte es aus dem Lautsprecher: „Der KGKKG-Benutzer soll sich gefälligst selbst in einer Einheit umsehen und Fakten ausgraben!“

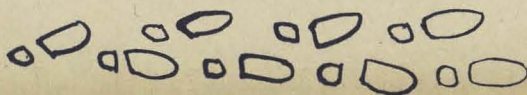
Nun gut. Aber wohin? Eigentlich kam jede Einheit in Frage. A propos *ausgraben*! Sollte diese ungewohnte Formulierung ein Fingerzeig sein? Plötzlich erinnerte ich mich, bei einem zufälligen Besuch in Schwerin (Meckl.) am Haus Nr. 147 in der Wismarschen Straße eine Gedenktafel gesehen zu haben, die kund tut, daß sich hier der 1801 geborene Geheime Archivrat Dr. Friedrich Lisch von 1844 bis 1883 durch seine *Ausgrabungen* einen Namen in Deutschland gemacht hat. Vielleicht konnte ich in diesem fündigen Bezirk auch einen bescheidenen Erfolg davontragen. Also auf nach Schwerin!



In den Fußtapfen
eines

Geheimen Archivrates

Von Anonymus
Interviewer z. b. V.



Leider hatte ich kaum Zeit, neue Eindrücke von der Mecklenburger Landschaft zu sammeln. Andere Überlegungen waren notwendiger.

Zuerst wollte ich die Soldaten fragen, wie sie sich den Unteroffizier und Gruppenführer wünschen, von dem sie sagen würden „Bei mir ist er angesehen, ich achte und respektiere ihn“. Zweitens mußte ich erreichen, daß die Soldaten sich frei dazu äußern, ob sie das von ihrem eigenen Gruppenführer sagen können. Was aber ihre Disziplin anbetraf, so mußten mir ja die einzelnen Gruppenführer selbst darüber eine hieb- und stichfeste Auskunft geben können.

Guten Mutes langte ich in der Schweriner Dienststelle an. Auf meine Bitte hin, in einer sogenannten Durchschnittskompanie arbeiten zu dürfen, wurde ich an die 8. Kompanie verwiesen.

Dank der universalen Anwendungsmöglichkeiten des KGKKKG vermochte ich die Meinung von 23 Soldaten und 6 Unteroffizieren zu erforschen, d. h. 6 Gruppen und die dazugehörigen Gruppenführer.

Natürlich war ich selbst sehr gespannt, ob die Arbeitshypothese meines KGKKKG bestätigt werden würde. Ich zog mich in ein stilles Kämmerlein zurück und binnen weniger Sekunden spuckte mein Apparat die Ergebnisse geordnet und zusammengefaßt aus:

16 von 23 Soldaten halten sehr viel von ihren Gruppenführern. Jeweils 5 von ihnen zeigen sehr gute, gute und durchschnittliche Disziplin. Nur ein Soldat verhält sich ausgesprochen undiszipliniert. Also 62,4 Prozent aller Genossen liegen über dem Durchschnitt. Sieben von 23 Soldaten gaben ein negatives Urteil über den Gruppenführer ab. Darunter befinden sich ein Soldat mit sehr guter, keiner mit guter, jeweils drei mit durchschnittlicher und schlechter Disziplin; d. h. 42,9 Prozent der Genossen liegen unter und nur 14,2 Prozent über dem Durchschnitt.

Ehrlich gesagt, ich war doch etwas überrascht, daß die Voraussage meines KGKKKG so augenfällig durch die Tatsachen belegt wurde. Doch wie sah es damit in den einzelnen Unteroffiziersgruppen aus?

Ich drückte den DT (Detail-Tabulator) und schaltete gleichzeitig den TVI (Televisions-Informator) ein. Sofort erschien auf dem Bildschirm an der Stirnseite meines KGKKKG eine säuberlich nach den Unteroffiziersgruppen aufgeschlüsselte Tabelle, die ich aber hier nicht vollständig wiedergeben will, weil sich die vier Gruppen, die ihren Unteroffizier sehr schätzen, außerordentlich deutlich in der Disziplin von jenen zwei Gruppen unterscheiden, wo der Unteroffizier aus bestimmten Gründen keinen Anklang bei seinen Soldaten findet. Es genügt also, zur Kennzeichnung des Sachverhalts nur zwei unterschiedliche Unteroffiziersgruppen gegenüberzustellen.

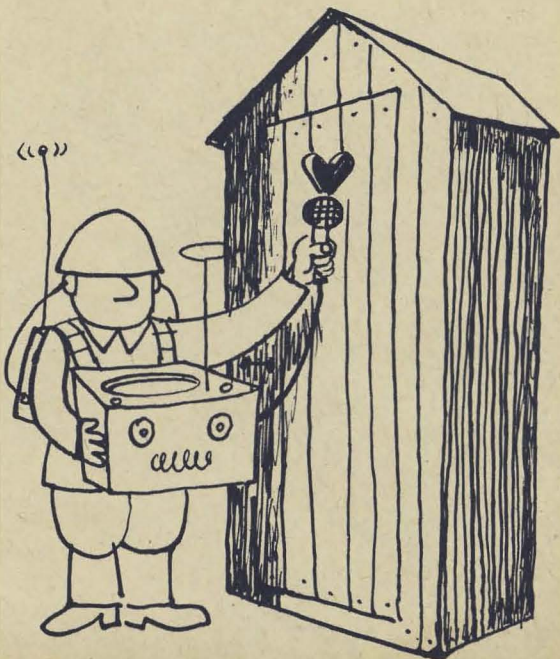
Vom Bildschirm war also u. a. folgendes abzulesen: Gruppe des Unteroffiziers X (alle Soldaten positives Urteil): 80 Prozent der Gruppe überdurchschnittlich diszipliniert! Kein einziger mit schlechter Disziplin!

Gruppe des Unteroffiziers Y (alle Soldaten negatives Urteil): 66,5 Prozent der Gruppe mit schlechter Disziplin! Kein einziger mit überdurchschnittlicher Disziplin!

Nun interessierte mich, was die einzelnen Soldaten der Gruppen X und Y für oder gegen ihren Unteroffizier gesagt hatten.

In diesem Zusammenhang erlaube ich mir sogar, ein wenig den Schleier der Anonymität zu lüften und offen mitzuteilen, daß es sich bei der Gruppe X um den Gruppenführer Feldwebel Förster handelt. Was die Soldaten seiner Gruppe über ihn sagten, kann also als Teilantwort auf die Frage gelten, wie sich der Soldat den Unteroffizier bzw. Gruppenführer wünscht: *Soldat Navy*: „Mein Gruppenführer bringt großes Verständnis für die ihm anvertrauten Soldaten auf.“ *Soldat Uhlenhaut*: „Ich kann mir keinen besseren Gruppenführer wünschen. Er ist ruhig, sachlich und weiß auch mit Menschen, die meist älter sind als er, umzugehen. Auf fast alle Fragen kann er sofort eine Antwort geben. Seine Befehle, sei es auch in der Freizeit, werden sofort und korrekt ausgeführt, weil sie von den Soldaten nicht als Schikane aufgefaßt werden. Mit ihm kann man sich über alles unterhalten. Er hat für seine Gruppe immer ein offenes Ohr.“ *Soldat Schmuda*: „Er ist still, lärmst nicht und hat Verständnis für den Soldaten.“ *Soldat Kaiser*: „Er hat mein Vertrauen, weil ich mir einen Gruppenführer so vorgestellt habe. Er hat auch Verständnis für persönliche Angelegenheiten eines Soldaten. Er ist den Soldaten in seinem militärischen Auftreten sowie in der Ausbildung ein Vorbild. Er kennt die Eigenschaften eines jeden Soldaten der Gruppe und weiß, wie er ihn behandelt.“

Nach einer kleinen Pause referierte mein Apparat die Meinung der Soldaten der Gruppe Y. *Soldat A*: „Mein Gruppenführer besitzt nicht das Wissen eines Unteroffiziers. Von



ihm kann man nichts lernen.“ *Soldat B:* „Ich komme mit meinem Gruppenführer aus, aber angesehen ist er nicht. Er hat auch keine pädagogische Erfahrung.“ *Soldat C:* „Manche Unteroffiziere führen sich als starke Männer auf und versuchen die Soldaten zu schikanieren.“ *Soldat D:* „Der Unteroffizier braucht nicht immer zu brüllen. Er muß Menschenkenntnis besitzen, um Menschen ausbilden zu können. Wenn ein Soldat einen Fehler macht, oder sich nicht richtig aufführt, dann soll der Unteroffizier nicht gleich zum Kompaniechef gehen und alles anbringen.“

Ich schaltete mein KGKKG aus und dachte einige Minuten nach. Mir fiel ein, daß ja alle 23 Soldaten die Frage nach den notwendigen Qualitäten eines Unteroffiziers und Gruppenführers beantwortet hatten. Sicher würde die Zusammenfassung dieser Meinung weitere Erkenntnisse bringen. Ich betätigte den entsprechenden Schalter und erfuhr u. a. folgendes: 55,5 Prozent der befragten Genossen erwarten vorbildliches militärisches Auftreten und überlegenes militärisches Wissen.

47 Prozent verlangen pädagogisches Geschick im Umgang mit den Soldaten und möchten, daß „er“ nicht ständig herumbrüllt und nicht bei jedem Klax zum Kompaniechef rennt.

67 Prozent erwarten engen Kontakt mit den Soldaten sowie Einsatz, Interesse und Verständnis für den Soldaten und seine Probleme. 39 Prozent sprechen sich für eine ruhige und sachliche Befehlsgebung und 19,4 Prozent für Achtung vor dem Soldaten als Kampfgenossen und Aufgeschlossenheit für Kritik aus.

Zuletzt hatte ich den Soldaten noch eine ganze Anzahl Fragen vorgelegt, die über ihre Einstellung zum eigenen Gruppenführer einige zusätzliche Gesichtspunkte erbringen sollten. Ich bediente also noch einmal den Detail-Tabula-

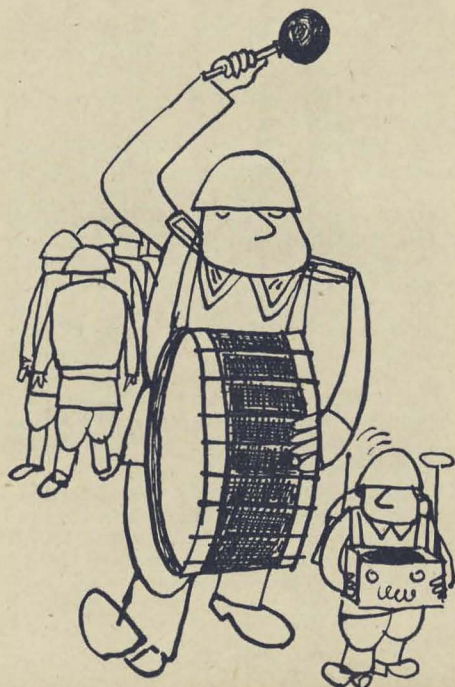
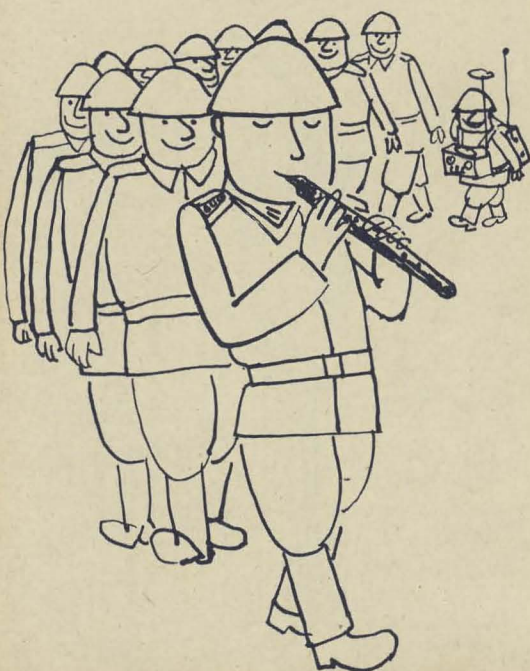
tor, um die Gegenüberstellung der Antworten der Soldaten der Gruppen X und Y zu erhalten. Ich will mich kurz fassen. Auf nachstehende Fragen antworteten alle Soldaten der Gruppe X mit ja und alle Soldaten der Gruppe Y mit nein: *Kann er vormachen, was er von ihnen verlangt? Macht er auch mal einen Spaß mit? Gehen Sie mit persönlichen Sorgen zu ihm? Haben Sie den Eindruck, daß er Ihnen helfen würde, wenn er könnte? Ist er immer im Recht, wenn er Sie rügt oder tadelt? Kommt er abends mal auf die Stube und unterhält sich mit den Soldaten seiner Gruppe? Gehorchen Sie Ihrem Unteroffizier gern? Haben Sie den Eindruck, daß er bei jedem Soldaten auch die guten Seiten sieht? Würden Sie ihn bei Gefahr mit Ihrem Leben schützen?*

Genau umgekehrt waren die Antworten auf folgende Fragen:

Meldet er jede Kleinigkeit weiter? Halten Sie ihn für überheblich? Fühlen Sie sich von ihm manchmal behandelt wie ein dummer Junge? Nörgelt er oft an Kleinigkeiten herum? Hat er Sie besonders auf dem Kieker? Schimpft er auf Soldaten wegen Fehler und Mängel, die er selbst an sich hat?

Aus irgendeiner Eingabe heraus drückte ich die Taste „Allgemeine Schlußfolgerungen“ und erwartete eine ganze Anzahl von Informationen. Statt dessen erschien auf dem Bildschirm nur ein einziger Satz: „Es müssen weitere Bedingungen für das Verhalten des Unteroffiziers Y ermittelt werden, damit man aus diesem besonderen Fall allgemeine Lehren ziehen kann.“ Das leuchtete mir ein. Ich klemmte also mein Gerät unter den Arm und unterhielt mich zuerst mit zwei anderen Gruppenführern der Kompanie. Sie haben mir erlaubt, ihre Meinung hier mit vollem Namen wiederzugeben.

Unteroffizier Kroggel (25) und Unteroffizier Mnich (21): „Genosse Y ist 21 Jahre alt und



nicht verheiratet. Die Soldaten dagegen sind alle über 25 Jahre alt, meistens verheiratet, und einige haben schon als Brigadier oder so gearbeitet. Die fachlichen Lücken, die er hat, kreiden sie ihm nicht so an wie seine Versuche, gerade wegen dieser Lücken den höheren Dienstgrad herauszustreichen. Deshalb befolgen sie seine Befehle nicht widerspruchslos. Aber so langsam lernt auch er hinzu. Wenn er jetzt noch ein Jahr als Unteroffizier arbeiten würde, dann käme er schon zurecht. Er ist kein schlechter Kerl, ihm fehlt es nur an Erfahrung. Bei uns in der Kompanie gibt es ja auch keine Aussprachen, wo man über solche Dinge offen untereinander spricht. Wir haben das im Unteroffizierskollektiv auch versäumt.“ Ja, leider kommen solche Einsichten erst, wenn das Kind bereits in den Brunnen gefallen ist. Doch für solche Überlegungen war jetzt keine Zeit. Ich mußte noch die Soldaten interviewen. Auch diese Genossen hatten nichts dagegen, daß ihre Namen genannt werden.

Soldat Ernst: „Ich wurde mit meinem jetzigen Gruppenführer zusammen eingestellt. Als Soldat war er ein kleiner Schlumper und hat geschimpft auf die Unteroffiziere. Umso mehr waren wir überrascht, daß er dann plötzlich zu einem Kurzlehrgang geschickt und danach als Gruppenführer eingesetzt wurde. Das wäre aber nicht so schlimm, wenn er jetzt wenigstens in der Ausbildung und im militärischen Auftreten uns ein gutes Beispiel geben würde.“

Soldat Pechel: „Wenn er eine Zigarette haben will, dann redet er uns anbiedernd mit ‚Du‘ an. Aber haut etwas nicht so hin, wie er denkt, dann kehrt er den Vorgesetzten heraus und sagt ‚Sie‘ und brüllt uns an.“

Ich schaltete das KGKKG aus. Selbstbewußt und selbstgerecht saßen die Soldaten da und schauten mich an, als erwarteten sie von mir eine Stellungnahme. Eine kitzlige Situation. Die Soldaten haben mit ihrer Kritik recht, setzen sich jedoch durch ihre mangelhafte Disziplin ins Unrecht. Sie sind undiszipliniert, weil der Vorgesetzte sie von ihrem Standpunkt aus nicht richtig behandelt, und der Vorgesetzte meint, sie so behandeln zu müssen, weil sie undiszipliniert sind. Ein „circulus vitiosus“, ein fehlerhafter Kreis wie er im Buche steht. Man mußte dies sowohl den Soldaten als auch dem Gruppenführer bewußt machen. Ich drückte also die Taste „Allgemeine Schlußfolgerungen“, und die Soldaten bekamen folgendes zu hören: „Die Soldaten der Gruppe des Unteroffiziers Y haben nur teilweise recht. Sie wissen zwar, was ihr Gruppenführer falsch macht, aber sie lassen ihn ruhig weiterwursteln. Anstatt auf einer Kompanieversammlung offen ihre Meinung zu sagen, halten sie es für bequemer, undiszipliniert zu sein und zu schweigen. Sie wollen lieber mit dem falschen Verhalten des Genossen Y die eigenen Fehler und Versäumnisse vor sich entschuldigen, als selbst immer diszipliniert sein.“ Na, zuerst sahen die Genossen ja etwas bedeppt drein, aber dann akzeptierten sie den Standpunkt meines KGKKG.

Doch nun war ich wirklich gespannt darauf, was wohl der Genosse Y selbst dazu zu sagen

hatte. Dank meines KGKKG kann ich dieses Interview hier im Wortlaut wiedergeben.

Ich: „Ihre Soldaten verhalten sich Ihnen gegenüber oft undiszipliniert. Worin sehen Sie die Ursache?“

Er: „Die Soldaten haben keine richtige Einstellung zum Dienst. Vielleicht bin ich ihnen zu jung.“

Ich: „Sind denn die Genossen mit Ihren militärischen Kenntnissen zufrieden?“

Er: „Sicherlich. Manchmal mache ich vielleicht auch mal was falsch, aber im großen und ganzen sind sie wohl mit mir zufrieden. Trotzdem diskutieren sie oft über Anordnungen und Befehle.“

Ich: „Können Sie dafür ein Beispiel nennen?“

Er: „Laut Revierreinigungsplan hatte meine Gruppe von Oktober bis Mitte April die Aufgabe, den Klub zu säubern und zu heizen. Aber manchmal kam es vor, daß die Soldaten dies einfach unterließen. Wenn ich sie dann zur Rede stellte, gaben sie freche Antworten oder hatten dumme Ausreden.“

Ich: „Was waren das für Ausreden oder Antworten?“

Er: „Sie behaupteten, abends wäre die Zeit zu knapp, oder ‚ich solle es erst mal schneller vormachen‘. Wo gibts denn so was. Da muß man ja aus der Haut fahren!“

Ich: „Natürlich müssen die Soldaten den Befehl ausführen. Reicht die Zeit abends wirklich aus?“

Er: „Manchmal nicht. Aber als ich Soldat war, mußte ich auch oft die Freizeit für dienstliche Dinge verwenden, und als Unteroffizier sitze ich oft bis nach 22 Uhr an Plankonspekten.“

Mir schien jetzt, daß auch der Genosse Y von diesem erwähnten „circulus vitiosus“ noch nichts begriffen hatte. Deshalb ließ ich vor ihm das

Illustrationen: Paul Klimpke



Tonband mit einer diesbezüglichen Äußerung des Soldaten Kratzin ablaufen:

„Fernsehen geht abends bis 21.30 Uhr, sehr oft bis 21.45 Uhr, wenn der Film etwas länger dauert und so. Jetzt müssen wir aus zwei Öfen die Asche und oft noch die Glut rausholen und wegtragen. Dann muß ausgefegt und aufgeräumt werden. Und unser Klub ist sehr groß. Wir sind zwar drei Mann, aber bis kurz nach 22 Uhr dauert es doch. Ehe wir nun gewaschen sind, Päckchen gebaut haben usw. kommen wir erst so gegen 22.20 Uhr ins Bett. Aber Nachtruhe ist ab 22 Uhr! Wir schaffen es nie, auch noch für den anderen Tag die nötigen zwei Kästen Kohlen zu holen, so bleibt uns tagtäglich nichts anderes übrig, als dies in der Mittagspause zu tun. In dieser Zeit holen wir aber noch Glut aus der Küche, heizen an und müssen nachlegen. Wenn man dann manchmal von der anstrengenden Ausbildung des Vormittags zurückkommt, möchte man auch mal Mittagspause haben. Aber da geht einfach kein Weg rein. Unserem Gruppenführer haben wir das gesagt, aber der brüllte uns gleich an und sagt ‚Befehl ist Befehl, beschweren können Sie sich beim Kompaniechef‘. Der Kompaniechef sagt, wir wären nur zu faul, alles sei doch Minutensache. Bei so was fangen eben die Reibereien mit dem Unteroffizier an. Es fällt ihm gar nicht ein, uns mal in Ruhe anzuhören oder sich alles mit anzusehen und dann beim Kompaniechef ein Wort zu sagen, daß das geändert wird. Aber wir sind ja nur Soldaten und haben zu gehorchen. Da denkt keiner an die Vorschriften, wenn es um unsere Nachtruhe und die Mittagspause geht. Und so ist es bei vielen anderen Dingen.“

Eine Weile war es still. Ein wenig gequält sah Genosse Y mich an und sagte dann langsam: „Von dieser Warte aus habe ich das gar nicht gesehen.“

Mir war nicht ganz wohl zumute. Hier war ein junger Genosse nicht nur durch eigene Schuld in Schwierigkeiten geraten. Wer hatte ihm geholfen, seine Fehler im Umgang mit Menschen rechtzeitig zu erkennen? Warum hatte der Kompaniechef, der die Wissenslücken des Genossen Y kannte, ihm keinen Helfer beigelegt? Wo war das Unteroffizierskollektiv? Man hatte den Eindruck, daß alle Beteiligten, die Soldaten wie die Vorgesetzten, erst jetzt mit der Nase auf bestimmte Seiten des inneren Milieus gestoßen wurden.

Ehrlich gesagt, ich fuhr' schwereren Herzens ab, als ich gekommen war. Aber auch Interviewer sind nur Menschen. Deshalb wird man mir es nicht übel nehmen, daß ich andererseits recht froh war, mit Erkenntnissen zurückzukehren, die eventuell anderen nützlich sein konnten. Dessen war ich vorher gar nicht so sicher gewesen, denn unterwegs, auf der Hinfahrt, war mir noch eingefallen, daß in dem Hause, wo der Geheime Archivrat Dr. Lisch lebte, jetzt ein Zahnarzt praktiziert. Ich befürchtete deshalb insgeheim, daß meine Arbeitshypothese falsch sein und die Praxis mir „den Zahn ziehen“ könnte. Doch die Tatsache, daß dieser Mann den Leuten auf den Zahn fühlt, war wohl ein äußerst günstiges Omen für mein Vorhaben gewesen.

Der Untergang der ‚Hampshire‘

(Fortsetzung von Seite 69)

Geist der Truppen zersetzen kann. Welchen Grund sollte jemand haben, den Feldmarschall Lord Kitchener, der sich so große Verdienste um das Empire erworben hat, aus dem Weg zu räumen?“

„Das wissen wir nicht, Sir. Das verstehen wir auch nicht. Aber die 3 Explosionen an Bord der ‚Hampshire‘ wurden nicht durch von außen kommende Schüsse verursacht, soviel verstehen wir Seeleute auch. Sie wurden verursacht durch Explosionen in den Laderäumen, in denen die Kisten untergebracht waren.“

Da erhebt sich plötzlich Major Brown und brüllt, daß die Wände zittern:

„Hüten Sie sich vor solchen Reden! So etwas zu behaupten ist Hochverrat!“

Die 11 Matrosen werden verhaftet.

Ende Juni findet eine große öffentliche Versammlung in den Londoner Queens Hall statt. Unter anderem spricht die Schwester des verunglückten Lord Kitchener. Sie behauptet, ihr Bruder sei Opfer eines Anschlages durch den britischen Geheimdienst geworden. Warum versuche man nicht, das Wrack zu heben? Sie habe Erkundigungen eingezogen. Die Reste der „Hampshire“ liegen nur 40 Meter tief dicht vor der Insel Brough of Birsay. Es sei sonst üblich, zur Klärung solcher Unglücksfälle Taucher einzusetzen. Warum weigert sich die Admiralität, den Zustand des „Hampshire“-Wracks durch Taucher klären zu lassen? Doch nur, weil dabei interessante Dinge zum Vorschein kommen könnten, die das Licht der Öffentlichkeit scheuen.

Sir Howard Brown, inzwischen zum Oberst befördert, hat mit der Schwester Lord Kitcheners in ihrer Villa eine ernste Unterhaltung.

„Mylady“, sagt er und führt das Schälchen mit dem Tee zum Mund, „wir sind alle in Gottes Hand. Warum hadern Sie mit Ihrem Schicksal? Ich verstehe nur zu gut Ihren Schmerz. Aber Sie müssen immer daran denken, daß Gott uns befohlen hat, diesen Krieg zu führen, und daß wir Vertrauen haben müssen zum englischen König und seinen Admirälen. Sehen Sie, ich sage Ihnen offen, daß ich ein überzeugter Mitarbeiter des Intelligence Service bin. Aber ich bin auch ein Verehrer Ihres Bruders, dem das englische Volk die Erhaltung seiner Besitztümer in Indien und im Sudan zu verdanken hat. Ohne diese Rohstoffquellen wären wir nicht imstande, den Krieg zu führen, und das ist ein Verdienst Lord Kitcheners. Unser Reichtum ist sein Werk. Was für ein Wahnsinn, einen solchen Mann umzubringen! Dieses Verbrechen würde uns Gott niemals verzeihen.“

Nachrichten und Pressekommentare zu den Äußerungen der Schwester Kitcheners in der Queens Hall wurden vom Zensor verboten. Wir allerdings erlauben uns zu bemerken, daß die Wege des englischen Geheimdienstes oft seltsam sind und deutlich die wahren Herren Englands erkennen lassen.



Raumanzüge – *Mode des Kosmos*

Von Herbert Pfaffe,
wissenschaftlicher Sekretär
der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Raumanzüge sind entweder aus einem speziellen Nylon-Gewebe oder aus feinen Metalldrähten gefertigt. Zur Abweisung der grellen Sonnenstrahlen ist eine Alu- bzw. Silberschicht aufgedampft. Das nur Bruchteile von Millimetern starke Gewebe wird in mehreren Schichten verarbeitet, um den Strahlenschutz zu gewährleisten. Die Metallanzüge kommen an Elastizität den Textilanzügen gleich.

Unter den Modeschlagern, die im Kosmos kreiert werden, nehmen die Raumanzüge für den Ausstieg aus dem Raumschiff den ersten Rang ein. Oberstleutnant Leonow führte der Menschheit per Fernsehen das neueste Modell der kosmischen Kollektion vor – den silberglänzenden elastischen Raumanzug für gestählte Herren, mit zweckmäßiger Kopfbedeckung. Während alle vor ihm die Erde umkreisenden Kosmonauten innerhalb ihres Schiffes oder der Kapsel verblieben, wagte er erstmals den Schritt ins Freie, sozusagen auf den kosmischen Laufsteg.

Er konnte das dank des Raumanzugs aus der sowjetischen Kosmos-Konfektion tun. Die Schneider dieses Modells hatten alles berücksichtigt, was nur zu berücksichtigen war: Den Schutz des Menschen vor ultravioletter und kosmischer Strahlung, vor extremer Hitze und Kälte; kurz, vor allen lebensfeindlichen Bedingungen des Weltraumes.

Der Raumanzug, auch „Skaphander“ genannt, ist somit weniger Modekleidung denn wichtiges Schutzmittel. Warum das so ist, sollen uns die folgenden Zeilen verdeutlichen.

Der Weltenraum ist praktisch leer, nicht aber theoretisch, denn auch dort, wo wir nur ganz

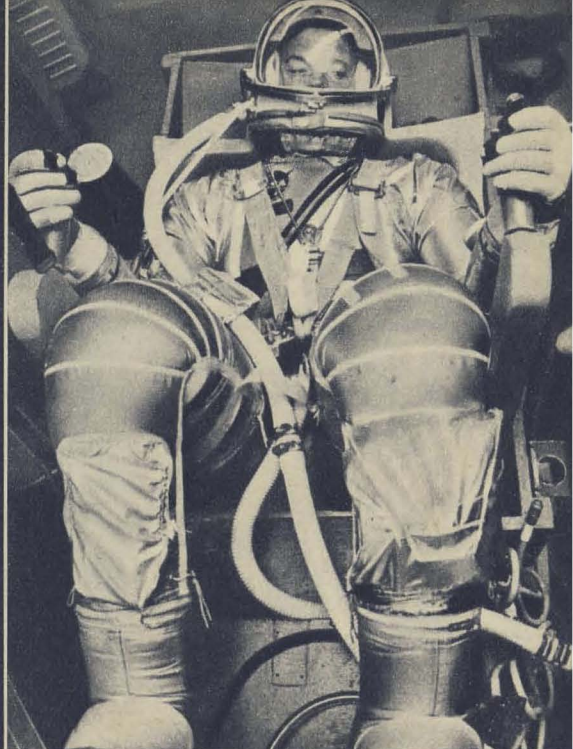
wenig Materie im Raum antreffen, ist immer noch eine ganze Anzahl von Atomen vorhanden. Allerdings ist die Materiedichte im Weltenraum weitaus geringer als z. B. in einer evakuierten Radoröhre. D. h. auch das höchste Vakuum, das wir in einem irdischen Laboratorium herstellen können, enthält weitaus mehr Atome pro Kubikzentimeter als ein gleichgroßer Würfel des Weltraumes.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich auch die Beantwortung der Frage nach der Temperatur des Weltenraumes. Man spricht davon, daß die Temperatur dort nahe dem absoluten Nullpunkt bei rund -273 Grad liegt. Nun wäre es aber verkehrt, sich vorzustellen, daß z. B. ein Kosmonaut, der in seiner Raumschiffkabine eine Temperatur von $+20$ Grad Celsius zu verzeichnen hat, wenn er aus dem Raumschiff aussteigt, einen Temperatursturz von 293 Grad erlebt, bzw., daß sein Raumanzug eine solche Temperaturdifferenz zu überstehen hätte.

Wir müssen im Gegenteil von einer ganz anderen Überlegung ausgehen. Der Weltenraum ist praktisch leer, und Temperatur kann nur dort auftreten, wo Materie vorhanden ist und sich bewegt. Mit dem absoluten Nullpunkt hat es weiter nichts auf sich, als daß ein Körper, der



Während Leonow für den Ausstieg Spezialschuhe trug (wahrscheinlich mit Magnetsohle), bekam Nikolajew noch geschnürtes Schuhwerk angezogen.



Test des Raumanzuges des amerikanischen Kosmonauten G. Cooper. Deutlich ist die Auswirkung des inneren Druckes zu sehen.

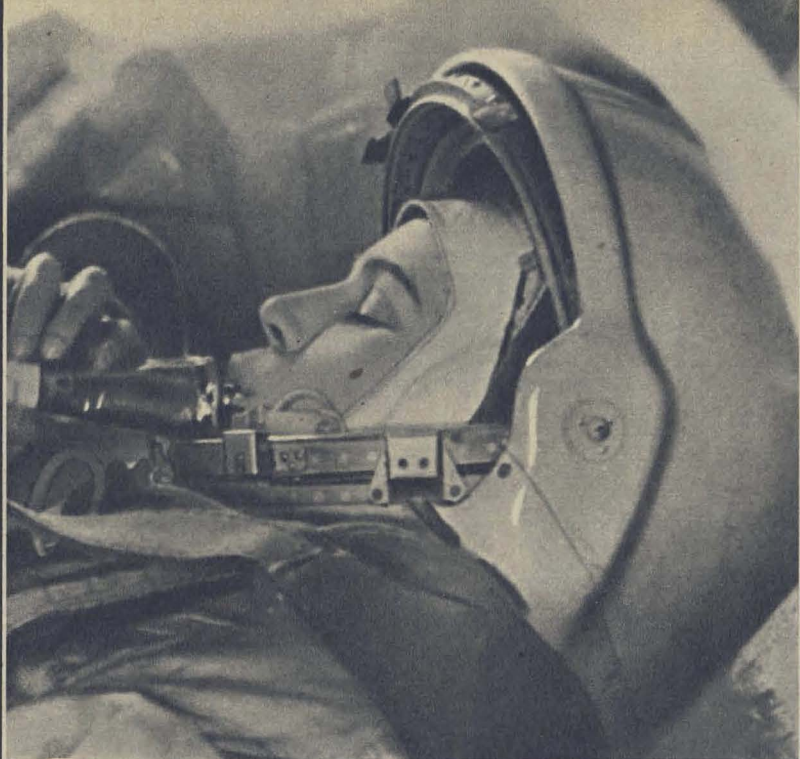
sich im absoluten Schatten des Raumes befindet und von keiner wärmenden Strahlung getroffen wird (sofern er keine eigene Wärme aus seinem Inneren produziert) diese Temperatur um den absoluten Nullpunkt annehmen würde. Mit anderen Worten: Der leere Weltenraum hat überhaupt keine Temperatur. Temperaturen nehmen lediglich die sich im Weltenraum bewegten Körper an, in sehr unterschiedlicher Art, je nachdem ob der Körper von wärmender Strahlung getroffen wird oder nicht.

Um ganz genau zu sein, müssen wir rein theoretisch doch etwas als Temperatur des Raumes definieren. Das ist die Eigenbewegung der wenigen Atome, die im Raum pro Kubikzentimeter vorhanden sind. Wegen der geringen Zahl dieser kleinsten Materieteilchen, die sich mit großen Geschwindigkeiten bewegen, sind die freien Wegstrecken zwischen ihnen sehr groß. Und wenn man die Geschwindigkeit der Teilchen als Temperatur definiert, dann kommt natürlich eine sehr hohe Temperatur zustande. Ein Raumfahrer würde sie eben wegen der riesigen freien Wegstrecken zwischen den schnellbewegten Atomen und Elementarteilchen überhaupt nicht bemerken. Es sind eben ganz andere Verhältnisse als auf der Erdoberfläche,

auf der wir von einer relativ dichten Atmosphäre umgeben sind, so daß wir die Luft, in der wir leben, als warm oder kalt empfinden.

Im Weltenraum kann es dennoch sehr heiß sein. Nämlich dort, wo ein Körper, bzw. ein Mensch im Raumanzug, von intensiver Sonnenstrahlung getroffen wird. Der sowjetische Kosmonaut Leonow ist auf der Sonnenseite des Raumschiffes ausgestiegen. Von der einen Seite fielen die Sonnenstrahlen auf seinen Raumanzug, und von der anderen Seite reflektierte der helle Rumpf des Raumschiffes sehr viel Sonnenlicht, so daß der Kosmonaut auch von dieser Seite her bestrahlt war. Der Raumanzug Leonows hätte sich, wäre er schwarz gewesen, an der Seite, von der die Sonnenstrahlen einfielen, auf etwa 2000 Grad Celsius erwärmt. Da der Raumanzug aber eine blendend helle Farbe hatte, konnte ein großer Prozentsatz der mit der Sonnenstrahlung auftretenden Wärme reflektiert und damit nach außen abgeleitet werden.

Der Weltenraum ist dem Menschen nicht nur wegen der dort möglichen extremen Temperaturgegensätze feindlich, sondern vor allem auch wegen der sehr intensiven ultravioletten und kosmischen Strahlung. Die ultraviolette Strahlung kann einen ungeschützten Körper tödlich



Für Damen hat die kosmische Mode noch keine Extravaganzen erdacht. Valentina trug „Herrenkleider“ und als Hütchen den unentbehrlichen Schutzhelm mit Klappvisier. Diese Helme sind aus Metall oder aus Textilfasern.

verbrennen, und auch die sehr intensive kosmische Strahlung würde tödlich wirken. Deshalb muß sich der Mensch mittels des Raumanzugs den ungewohnten und lebensfeindlichen Bedingungen des Weltraumes anpassen. Welchen Zwecken dient solch ein komplizierter Anzug grundsätzlich?

- Er dient als Schutz gegen den Raum, wenn der Kosmonaut seine Kabine bzw. das Raumschiff verlassen will und sich frei schwebend nach draußen begibt. In diesem Falle spielt neben der Sauerstoff- bzw. Atemluftversorgung vor allem der innerhalb des Anzuges geschaffene Druck, der den fehlenden Druck im Weltraum ersetzt, eine wichtige Rolle. Bei Leonow betrug er nur 0,4 Atmosphären. Man hat ihn bewußt niedrig gehalten, damit sich der Raumanzug nicht wie ein Ballon aufbläht und die Bewegungen des Kosmonauten behindert. Natürlich muß der Raumanzug auch einen entsprechenden Strahlenschutz bieten.

Der Raumanzug wird in Zukunft für Weltraummonteure bedeutungsvoll sein, wenn sie in stundenlanger Arbeit den Aufbau großer bemannter Außenstationen bewerkstelligen.

- Er dient weiter als zusätzlicher Schutz, falls die Klimaanlage in der Raumfahrerkabine aus-

fällt bzw. das die Luft ersetzende Gasgemisch unter Umständen, wie in den amerikanischen Mercury-Kapseln (reiner Sauerstoff), entweicht. Die Raumschiffe vom Typ Woßhod bieten heute bereits eine solche vollkommene Sicherheit der Kabine, daß die Kosmonauten statt der immer etwas beschwerlichen Raumanzüge leichte Wollanzüge tragen können, wie das durch den Flug des Dreimann-Raumschiffes Woßhod 1 bewiesen wurde.

- Ferner dient er als Schutz gegen den leeren Raum, wenn der Kosmonaut seine Druckkabine nach der Landung auf einem Himmelskörper verläßt, der keine oder eine unseren Atmungsorganen nicht zumutbare Atmosphäre besitzt. Der erstere Fall wird erstmalig eintreten, wenn eine Kosmonautenmannschaft auf dem Mond landet, wie das nach dem gegenwärtigen Stand der Überlegungen für das Jahr 1970 vorgesehen ist.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß der Raumanzug zwar im Raumschifftyp Woßhod nicht mehr unbedingt gebraucht wird (dagegen sind die bevorstehenden amerikanischen Raumflüge mit der Gemini-Kapsel und dem Apollo-Raumschiff nach wie vor mit Raumanzügen vor-

(Fortsetzung auf Seite 84)



Pistole Colt M 1911 A 1 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Länge (gesamt) 216 mm
Masse mit gefülltem Magazin (7 Patronen) 1234 g
Kaliber 11,43 mm
Visierreichweite 70 m
Feuergeschwindigkeit 25 ... 30 Schuß/min

Schußentfernung

— maximale 1460 m
— günstigste bis 70 m

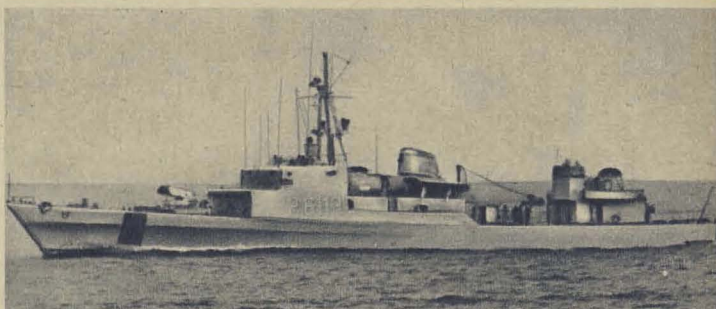
Die Pistole wird als persönliche Waffe von Offizieren, Unteroffizieren und Spezialisten der amerikanischen und britischen Armee getragen. Nachteilig ist die große Masse der Pistole. Die Waffe ist eine Weiterentwicklung des Colt 1911.

U-Jäger Typ „Thetis“ (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Wasser- verdrängung 500 ... 607 t
Länge 69,7 m
Breite 6,2 m
Tiefgang 2,3 m
Geschwindigkeit (max.) 24 km/h
Bewaffnung 1 Flak Doppel-
lafette, 40 mm
1 reakt. Wasser-
bombenwerfer
mit 4 Rohren,
2 Torpedorohre
(möglich),
Minen
Besatzung 48 Mann

Die U-Jäger dieses Typs der west-
deutschen Kriegsmarine (5 Schiffe)
sind von 1960 bis 1963 gebaut wor-
den. Ihr Schiffskörper ist flach mit
schrägem Bug und glattem durch-
gehenden Deck – Dreibeinmast.



Mittlerer Panzer „AMX-30“ (Frankreich)



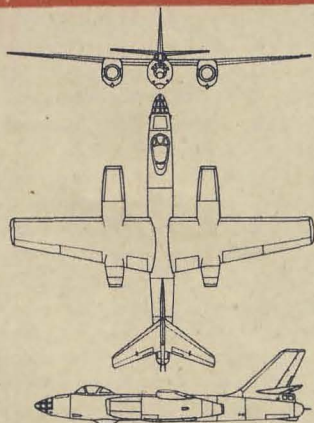
Taktisch-technische Daten:

Masse	32,5 t
Länge	9360 mm
Breite	3100 mm
Höhe	2280 mm
Stieghöhe	70 %
Kletterfähigkeit	900 mm
Überschreitfähigkeit	2900 mm

Höchstgeschwindigkeit (Straße)	65 km/h
Fahrbereich/ Straße	480 km
Besatzung	4 Mann

Der französische Panzer „AMX-30“ wird als Standardpanzer in die französischen Panzerbataillone aufgenommen und ersetzt den amerika-

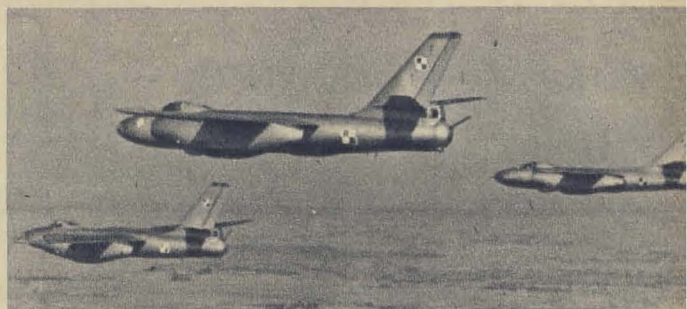
nischen „M 47“. Der „AMX-30“ ist ein moderner Panzer mit einer 105-mm-Kanone, einem Fla- und einem Turm-MG. Er ist weiter mit Nebelwerfern, Infrarotfahr- und Zielgerät sowie mit Zielfernrohren und einem Entfernungsmesser ausgerüstet. Mit Zusatzeinrichtung (Schnorchel) ist er bis zu 4 m Tiefe waffähig.



IL – 28 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Länge	17,65 m
Spannweite	21,45 m
Höhe	6,20 m
Startmasse (max.)	23 200 kg



Triebwerk	2 Luftstrahltriebwerk WK-1 mit je 2760 kp Stand-schub
-----------	---

Geschwindigkeit	855 km/h in 10 000 m Höhe
-----------------	---------------------------

prakt. Gipfelhöhe	12 000 m
Bewaffnung	4 Kanonen 23 mm NR-23; 3000 kg Bomben oder 1 Kern-bombe

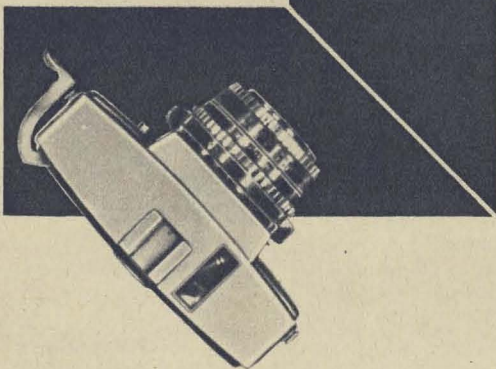
Besatzung	(mittl. Kal.) Torpedos und Minen 3 Mann
-----------	--

Die Iljusin IL-28 ist ein taktisches Bombenflugzeug und der erste Strahlbomber, der in Großserie gebaut wurde. Versionen: Schul- und Aufklärungsflugzeug sowie für maritime Aufgaben. Einsatzländer: UdSSR, CSSR, Polen, DDR, Rumänien, Bulgarien, China, Ungarn, VAR, Indonesien, Afghanistan.

PENTINA FM



Besondere Merkmale:
Wechselobjektive in den Brennweiten
30, 50, 85 und 135 mm
Festeingebauter Prismensucher
Großes, helles Reflexbild
durch Fresnellinse
Zentralverschluß PRESTOR-Reflex
von 1 bis 1/300 s und B
Blitzsynchronisation X und M
Vorlaufwerk
Vollautomatische Blende
Schnellaufzug



Eine Kamera, die aus dem Rahmen fällt –

ist die PENTINA. Sie durchbricht zugunsten einer betont modernen Formgebung die konventionelle Bauweise der Spiegelreflex. Sie verbirgt geschickt in ihrem Inneren alle für eine solche Kamera typischen Merkmale, wie den Prismensucher usw. Vier Wechselobjektive stehen in einer sinnvollen Brennweitenabstufung zur Verfügung. Besonders bemerkenswert aber ist die Ausstattung der Kamera mit einem Hochleistungs-Zentralverschluß, der nun einmal den Vorzug genießt, das „Blitzen“ uneingeschränkt zuzulassen. Und eine Belichtungsautomatik befreit Sie von der bangen Sorge um die richtige Belichtungszeit.

Preis: 640,- MDN
Auch auf Teilzahlung

VEB PENTACON DRESDEN



Kamera- und Kinowerke

Raumanzüge – Mode des Kosmos (Fortsetzung von Seite 81)

gesehen), daß er aber in allen anderen genannten Fällen weiterhin unentbehrlich bleibt, bzw. daß er in dieser Hinsicht sogar erst eine in der Zukunft liegende entscheidende Bedeutung erlangen wird.

Da die Aufgaben der Kosmonauten in erster Linie in längerer Arbeit bestehen, die eine Ortsveränderung mit sich bringt, taucht die Frage auf, wie sich die Kosmonauten über größere Strecken außerhalb ihrer Raumschiffe bewegen können. Eine solche Bewegung bei der Arbeit außerhalb der Raumflugkörper und Raumstationen wird in der Zukunft möglich sein. Sie ist bereits für die nächste Zeit geplant. Es gibt in dieser Hinsicht mehrere Möglichkeiten: Auf alle Fälle muß der Kosmonaut beim Ausstieg den schon erwähnten Druckanzug tragen. Damit ausgerüstet, mit Atemluft, Funksprechanlage und Signallampen versehen, kann der Kosmonaut durch eine Luftschleuse in den Weltenraum aussteigen. Das erwähnte Zubehör kann er in einem tornisterähnlichen Gerät auf dem Rücken mit sich führen.

Da der Kosmonaut dieselbe Geschwindigkeit hat wie das Raumschiff, bewegt er sich im atmosphärenlosen Raum immer neben dem Raumschiff her, und da schon bei einem Flug um die Erde die Erdschwerkraft aufgehoben ist, kann er auch nicht „herunterfallen“. Aus Sicherheitsgründen bleibt er aber durch die „Nabelschnur“ mit dem Raumschiff fest verbunden. Eine andere Möglichkeit ist die freie Bewegung mit Hilfe von Gasstrahldüsen, das sind Antriebssysteme, die als Raketengürtel bezeichnet werden. Diesen Gürtel, der mit einem System von mehreren Gasdüsen versehen ist, schnallt der Kosmonaut um. Als Antriebsmittel werden Preßluft oder Wasserstoffsuperoxyd vorgeschlagen.

Der von diesen kleinen Raketenmotoren erzeugte Impuls muß immer genau durch den Schwerpunkt des Systems: Kosmonaut – Raumanzug – Zubehör gehen, sonst geschieht nichts anderes, als daß der Kosmonaut ins Trudeln gerät. Um letztere Erscheinung auf alle Fälle zu vermeiden, ist der Gürtel außerdem mit einem Lagestabilisierungsgerät versehen.

Mit diesen neuen technischen Mitteln ausgerüstet, kann der Kosmonaut unmittelbare wissenschaftliche Beobachtungen im Weltenraum ausführen, Reparaturen an den Außenteilen des Raumschiffes vornehmen und beim Aufbau großer Weltraumstationen tätig sein.

Eine andere Möglichkeit besteht noch darin, daß der Kosmonaut Arbeiten im Weltenraum aus einer mit Greifern versehenen Kapsel, die vom Raumschiff ausgesetzt wird, ausführt.

JUGEND UND LANDTECHNIK – EINE IDEALE VERBINDUNG!

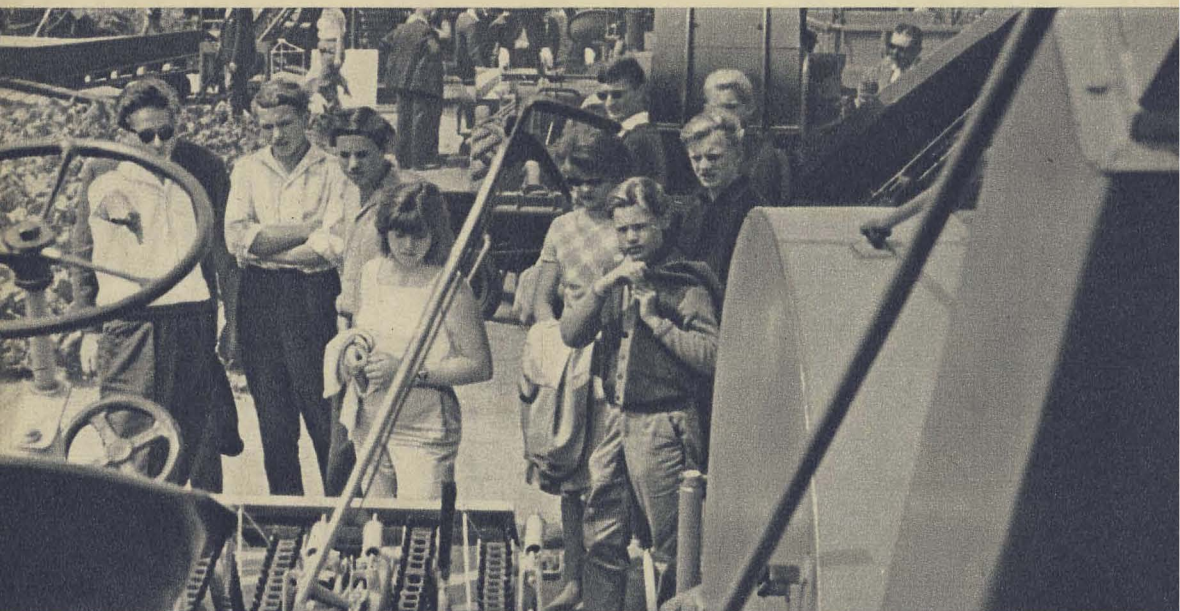
Eine schöne und lohnenswerte Aufgabe, in der sozialistischen Landwirtschaft zu arbeiten, mitzuhelfen, daß auf dem Feld mehr geerntet, im Stall mehr Milch und Fleisch erzeugt werden.

Ein Besuch in Markkleeberg zeigt Ihnen, wie unsere Bauern, Landarbeiter, Wissenschaftler und Techniker bemüht sind, durch gute Arbeit unsere Bevölkerung mit mehr Lebensmitteln aus der eigenen Produktion zu versorgen.

Dazu brauchen wir die schöpferische Ungeduld besonders der Jugend nicht nur in der Landtechnik oder bei der Anwendung der Chemie, sondern auch alle anderen Gebiete der landwirtschaftlichen Produktion sind interessant, lehrreich und haben eine große Perspektive.

Jugend will Verantwortung – die Landwirtschaft überträgt sie ihr für lohnende Ziele bei

- der Anwendung des neuen ökonomischen Systems der Planung und Leitung,
- der schrittweisen Einführung industriemäßiger Produktionsmethoden,
- der Durchsetzung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts,
- der Lösung neuer Forschungs- und Entwicklungsaufgaben,
- der Mechanisierung und Automatisierung der Produktionsprozesse.



Wir erwarten auch Sie zur

13. LANDWIRTSCHAFTSAUSSTELLUNG



der Deutschen Demokratischen Republik
Leipzig-Markkleeberg · vom 13. Juni bis 11. Juli 1965
Mit internationaler Beteiligung

Tief unten im bayrischen Wald, wo die Tannen stehen und einklassige Volksschulen ein trautes Bild von der Klassengemeinsamkeit künden, liegen die Städtchen Cham und Regen. Außer durch verschiedene Bierausschanks unterscheiden sie sich auch dadurch, daß in Cham 800 Panzergrenadiere vom Bundeswehr-Panzergrenadier-Bataillon 113 stationiert sind, während in Regen das Panzergrenadier-Bataillon 112 und die Jägerkompanie 110 mit 900 Soldaten einquartiert sind. Soweit einige Zahlenangaben, für die Gewähr übernommen wird. Für die weiterhin noch auftauchenden übrigen auch.

Lassen wir die beiden Bataillone vorerst mal dort liegen und machen einen Sprung nach Bonn in das von-Hassel-Ministerium, das sich unter Verleugnung seiner Aufgaben immer noch Verteidigungsministerium nennt. Da gibt es in der Unterabteilung IV B das Referat 6, das sich mit der Truppenbetreuung zu beschäftigen hat. In der Dienstvorschrift dieses Referates heißt es, daß hier die „Möglichkeiten der außerdienstlichen Freizeitpflege“ zu ergründen und die „seelischen, geistigen und körperlichen Kräfte zu sammeln und zu fördern“ sind. Ver-

Wovon kann der Landser denn schon lesen?

Der S1, der Vogelsand und die Literatur



„Gratuliere zu guter Truppenbetreuung, Kamerad!“

zichten wir auf das Seelenexerzieren und die außerdienstliche Körperpflege und schauen uns dafür den Teil „Geist“ etwas genauer an. Unter Geist versteht die IV/B/6 nicht zu Unrecht die Literatur, obwohl das, was sie als Literatur wertet ... Na, wollen mal sehen! Zu diesem Zweck begeben wir uns wieder zurück nach Cham und Regen und schauen uns zuerst etwas in der Truppenbücherei um.

Ad eins: Beide Einheiten haben tatsächlich eine Truppenbücherei, in Cham gibt es 700 Bände, in Regen 600 Bücher. Der Hauptteil sind Schmöker im Stile der sittsam bekannten Wildwest- und Pseudoabenteuerliteratur. Karl May ist fast komplett vertreten. Edgar Wallace möbelt den „Geist der Truppe“, von der in amtlichen Berichten immer die Rede ist, auf, und moderne Thriller wie „Blutende Grazie“, „Das kalte Gesetz“ oder „Mystica“ stehen bereit. In sauberen Kaliko geschlagener Horror wird angeboten und auch gelesen. Auf diese Weise kann die Bücherei überhaupt einen Existenznachweis führen, denn nur knapp 10 Prozent der Soldaten benutzen die Bücherei. In Regen sind es gar nur fünf von Hundert, die in der Benutzerkartei verewigt sind. Hier im Bataillonsbereich ist der S1 – Sachbearbeiter des Kommandeurs – für die Truppenbetreuung verantwortlich. Das sieht so aus: Er erledigt alle Bürogeschäfte, verwaltet darüber hinaus den Fonds der Truppenbetreuung, der in der Verwendung sehr variabel ist, kauft möglicherweise einige Bücher, oder auch Vogelsand und Fischfutter für die lieben Tierchen, die den Aufenthaltsraum verschönern. Je nachdem wie belesen der S1 ist, sind seine Anschaffungen. Eins aber kennt er offensichtlich genau: Es gibt keine Gegenwartsliteratur in den Truppenbüchereien, weder in Regen noch in Cham.

Beide S1 haben da offensichtlich trotz individueller Unterschiede eine gemeinsame Grenze, die strikt bewacht wird. Kein Hemingway. Kein Camus, kein Walser, kein Johnson, na eben überhaupt keiner von denen, die sich erlauben, die Welt nicht durch die CDU-Brille zu sehen.

Dafür aber Werner Beumelburg (Schlachten des Weltkriegs), Walter Flex, Hans Carossa und wie die Verkünder des Nazireichs und Sprachrohre des Militarismus noch heißen mögen. Man findet Bücher des antisemitischen Generals Ludendorff und die Kriegserinnerungen General Speidels („Invasion 44“). Sie teilen allerdings mit einigen vorhandenen Klassikern wie Storm, Kleist und Lessing ein gemeinsames Los: Sie werden nicht von der großen Masse gelesen. Der S1 versichert jedem, der es wissen will, daß in den Kompanien überall Bücherlisten ausliegen und die Ausbilder regelmäßige Belehrungen abhalten, und doch betreten die meisten Soldaten nur einmal die Bücherei, nämlich am Tage ihrer Entlassung, um sich den Sichtvermerk auf dem Laufzettel zu holen. Sie zeigen sich sehr erstaunt darüber, daß es eine Bücherei überhaupt gibt.

Nun könnte man ja sagen, daß es sehr schön



1939



und 1965

Trettner: „Bedaure aufrichtig, daß Ihnen derselbe Bombenerfolg wie damals bisher versagt bleibt.“

wäre, wenn die Beumelburgen und Ludendorffer nicht in erwünschtem Maße gestürmt werden. Aber da springen andere ein, um diese Bildungslücken – wenn man das mal so nennen darf – zu schließen. In erschreckendem Maße ist die Groschenpresse vom Schlage „Bild“ in den Kasernen der Bundeswehr verbreitet. Die Schlagzeilen vom frischfröhlichen Angriff auf die Demokratische Republik Vietnam oder von der Jagd auf kongolesische „Rebellen“ hämmern auf die Hirne der Soldaten ein. Sie sind sozusagen Berichte vom anderen Frontabschnitt an die, die noch auf der Stelle treten, soweit es sich um heißen Krieg handelt. Den kalten Krieg hält Pressezar Axel Cäsar Springer je-



Zeichnungen: Harald Kretschmar

doch in Bewegung, täglich neu, täglich in 4½ millionenfacher Auflage, täglich mit Haßtiraden gegen die DDR. Springer macht keinen Hehl daraus, daß er zu Franz Josef Strauß steht und Bild-Chef Peter Bönisch muß es sich gefallen lassen, daß der politisch gewiß unbedarfte Filmschauspieler Curd Jürgens auf einem Presseempfang zu ihm sagte: „Pfui Deibel, Ihr Dreckblatt ist ja für Strauß.“

Für den, der sich solche Blätter nicht selbst kauft, stehen sie, auf Kantinenkosten abonniert, in den Aufenthaltsräumen zur Verfügung. Dazu kommen als ebenbürtige Blutsverwandte die 50-Pfennig-Hefte im Stil der Mord- und Totschlagsgeschichten, wie sie von einer Anzahl westdeutscher Verlage täglich und stündlich ausgespuckt werden. Sauber gestapelt liegen

sie im Schrankfach, und der Ausbilder nimmt höchstens dann daran Anstoß, wenn der Heftstapel nicht mit der Fachkante gleichmäßig abschneidet. Man nennt das „Unverletzlichkeit der Intimsphäre“.

Neben den Beschreibungen über Sadismus und perfekte Verbrechen sind es zu einem großen Teil Erzeugnisse aus dem Pabel Verlag, Rastatt, einem Konzern, der sich auf die Herstellung militaristischer Groschenliteratur spezialisiert hat. Die Reihe „Der Landser“ erscheint wöchentlich, „Ritterkreuzträger erzählen“ monatlich. Welche Aufgabe sich der Verlag – außer dem Verdienen natürlich – gestellt hat, mögen einige Titel dieser Schwarten beweisen: „50 Grad minus“, „Fertigmachen zum Erschießen“, „Sondereinsatz Skopljé“, „Die Hölle von Dolisanka“, „Das Ziel hieß: Murmansk“. Die antikommunistischen Autoren dieses Verlages brauchen nicht umzulernen, sie beherrschen ihr Handwerk schon seit über 30 Jahren.

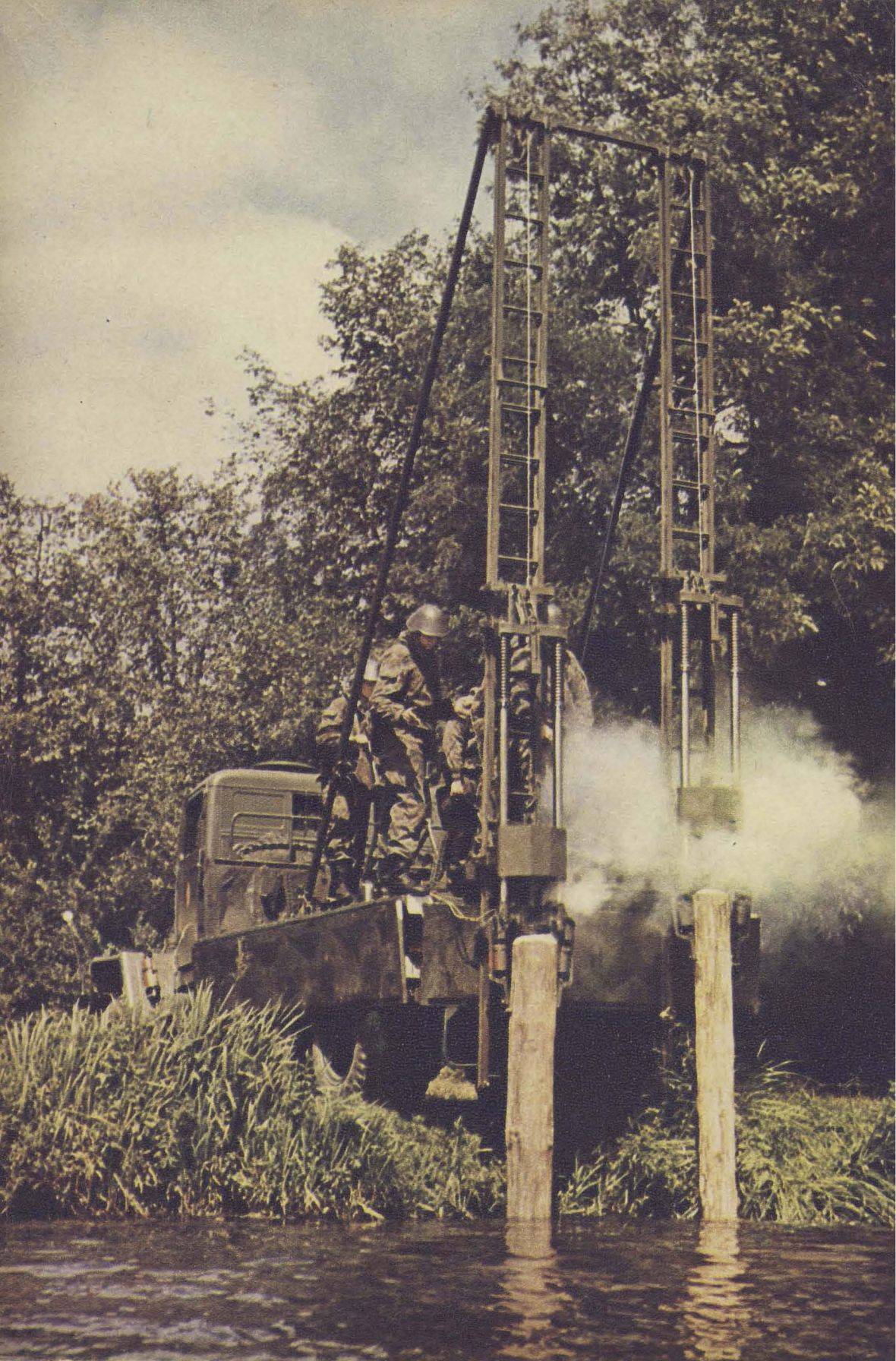
Nur selten machen die Soldaten dagegen Gebrauch von den Angeboten einer sogenannten Duburger Bücherzentrale, die die Einheiten regelmäßig mit Prospekten „Bücher für die Bundeswehr“ versorgt. Der Chef dieses Buchdienstes ist ein Nazimarineoffizier, der ziemlich alles, was nicht gut, dafür aber teuer ist, an den Mann bringen möchte. Hier geben sich die Verlagsprodukte des Alte-Kameraden-Verlages, des Schild-Verlages und des Verlages der Soldaten-Zeitung ein Stelldichein. Die Erzeugnisse vom Plesse-Verlag, von Stalling und Mittler, vom Reichsruf und Podzun-Verlag werben um den Käufer. Derartige Verlage gibt es in Hülle und Fülle. Als ein weiteres Beispiel für Naziliteratur präsentiert sich der Druffel Verlag (Leoni am Starnberger See). Zu seinen Autoren zählen: Annelies von Ribbentrop, Ilse Heß, der SS-Prinz zu Schaumburg-Lippe, Rudel und andere Nazigrößen.

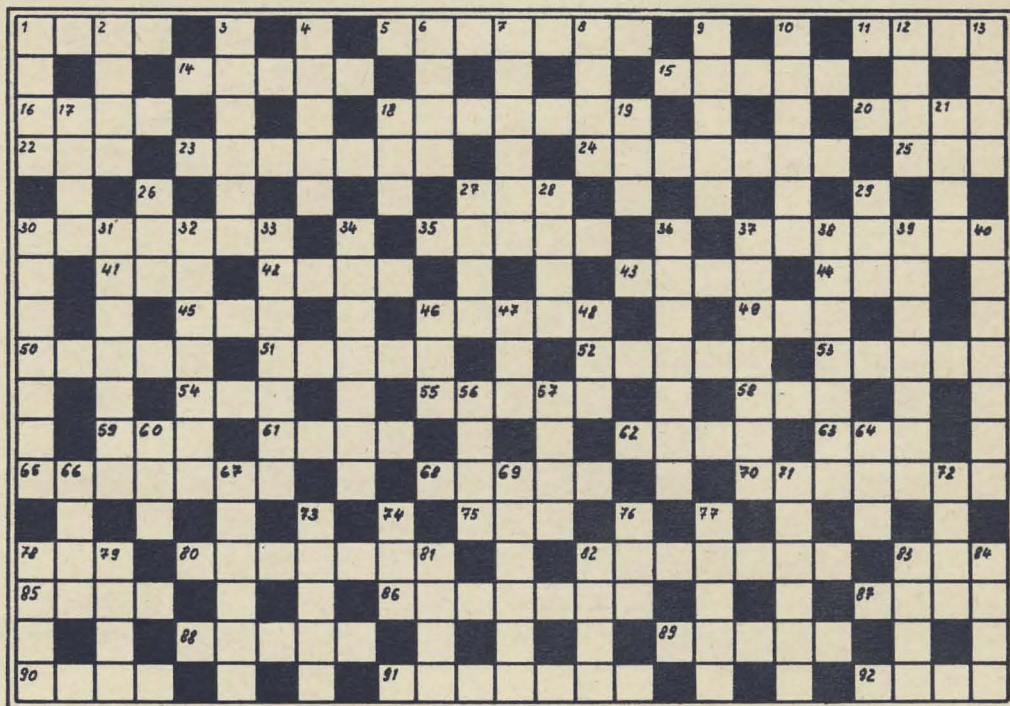
Das gibt es, das wird angeboten, davon braucht der Landser nicht zu träumen, das kann er lesen. Der S1 kauft das eine oder andere, es sei denn, er braucht wieder Geld für neuen Vogelsand oder neues Fischfutter.

Um ganz gerecht zu sein: In Regen hatte man nicht nur Karl May und Beumelburg, man hatte auch etwas ganz Feines, ein Buch, über das seinerzeit die ganze Welt lachte und das die Quelle ungezählter Kabarettpointen war. „Das Buch der Etikette“ von der Legationsrätin Erica von Pappritz stand treu und brav im Regal und wartete auf Entleiher. Frau von Pappritz teilt darin der bis dato offenbar unwissenden Diplomatenwelt mit, daß man nach der Toilettenbenutzung ziehen müsse. Da hier sooft von Pabel- und ähnlichen Büchern die Rede war, müssen wir jetzt wohl auch ziehen.

Karl Kultzscher

Dieselramme vom Typ DCB-6 beim Rammen von Pfählen für eine Bockstrecke.





KREUZWORTRATSEL

Waagrecht: 1. Verhältnis der Geschwindigkeit eines Flugzeuges zur Schallgeschwindigkeit, 5. Teilchen des Atomkerns, 11. Täuschungsmanöver, 14. Steuervorrichtung, 15. Bezirkshauptstadt der DDR, 16. Halbinsel im Norden der Sowjetunion, 18. Staatspräsident von Ghana, 20. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 22. Himmelsrichtung, 23. Stoff im Unterschied zur Energie, 24. schmale Streifen aus Aluminiumfolie, 25. Maschinenelement zur Übertragung von Bewegungen, 27. sowj. Schriftsteller der Gegenwart, 30. griech. Insel, 35. europ. Hauptstadt, 37. eines der ältesten Kunsthandwerke, 41. Leichtmetall (Abk.), 42. Sowjetbürger, 43. brasil. Staat, 44. Sammlung von Aussprüchen, 45. Wasserwirbel hinter dem Heck eines Schiffes, 46. Studententisch, 49. alte russ. Maßeinheit, 50. Fuhrwerkskolonne, 51. Aufbewahrungsstätte für Ernteprodukte, 52. Trabrennwagen, 53. Teil des Fußballs, 54. Lebensbund, 55. mittellengl. Fluß, 58. Nebenfluß der Wolga, 59. Handlung, 61. erfolgreicher deutscher Schriftsteller, 62. Fluß zur Ostsee, 63. rumän. Währungseinheit (Mz.), 65. Elektrizitätsquelle, 68. Verwaltungsbezirk in Griechenland, 70. sowj.

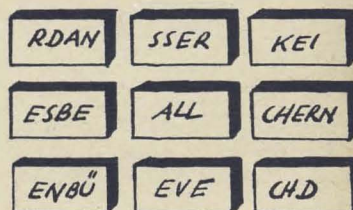
Staatsmann (1875—1946), 75. Tanzschritt, 78. Drehpunkt, 80. See in Ungarn, 82. Angriff, 83. poln. General und Freiheitskämpfer (1794 bis 1850), 85. Einhufer, 86. poln. Tanz, 87. südamerik. Wurfgerät, 88. Teil der Tretkurbel, 89. deutscher Lyriker und Filmautor, 90. chem. Element, 91. Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung der DDR, 92. Form des Sauerstoffs.

Senkrecht: 1. Baumwollgewebe, 2. Revolver, 3. Kleidungsstück des Matrosen, 4. Dämpfungsmaß in der Elektrotechnik, 6. Punkt, an dem zwei oder mehrere Flächen zusammentreffen, 7. Nebenfluß des Mains, 8. Schmuckstein, 9. deutscher Publizist („Der Banditenschatz“), 10. Gesamtheit der Schiffe eines Landes, 12. Nebenfluß der Donau, 13. sowj. Gewerkschaftszeitung, 17. Gebirge in Griechenland, 18. längster Strom der Erde, 19. Raubfisch, 21. Düngesalz, 26. sowj. Schachgroßmeister, 27. Verkehrszeichen, 28. Lockergestein, 29. Fluß in der VR Polen, 30. siebenter Ton der Tonleiter, 31. Teil des Geschützes, 32. Luntenschloßgewehr, 33. Kreis-, Kugelabschnitt, 34. Oper von Verdi, 36. Autor des Romans „Wolf unter Wölfen“, 37. nördlichste Spitze Australiens, 38. Sportart, 39. Teil der Pistole, 40. Staat in Afrika, 46.

Honiggetränk, 47. Verneinung, 48. Teil des Baumes, 56. Schiffsseil, 57. griech. Insel, 60. Behörde, 64. jurist. Begriff, 66. Staat in Indochina, 67. Stadt in Italien, 69. Angehöriger der französ. antifaschist. Kampfgruppen während der Hitlerfasch. Besetzung, 71. Nordkap der Insel Rügen, 72. bewegl. Sperrenmittel, 73. Funktionär der ungar. Arbeiterklasse, 74. Stadt der Olymp. Spiele 1960, 76. Scheuersand, 77. Kampfstrom in Sibirien, 81. Teil des Rades, 82. Schriftstück, 83. Minister der DDR, 84. Autor des Romans „Der Untertan“.

BAUSTEINCHEN

Richtig geordnet ergeben die Bausteine ein Wort von Maxim Gorki.



1	2		3		4		5	6
	7				8	9		
10			11			12		
		13			14			
15				16			17	
		18	19		20			
21			22				23	

SILBEN- KREUZWORTRATSEL

Waagerecht: 1. glutflüssiger Silikat-schmelzfluß des Erdinnern, 3. größeres Beiboot, 5. griech. Buchstabe, 7. Art der Malaria, 8. größter Dichter Italiens, 10. Raubfisch des Schwarzen und Kaspischen Meeres, 11. Bezirkshauptstadt der DDR, 12. Inselgruppe nordwestl. Schottlands, 13. berühmter Fußballspieler Brasiliens, 14. Staat in Vorderasien, 15. Prachtkutsche, 16. Unechtes, 17. german. Gottheit, 18. Verpackungsgewicht, 20. indischer Dichter u. Philosoph, 21. höchster Berg Rumäniens, 22. Vorr. zum Gleichrichten hochfrequenter modularer Wechselströme, 23. europ. Gebirge.

Senkrecht: 2. Roman von Wischniewski, 3. Gondellied, 4. Stadt in Nordostfrankreich, 6. Zahnkrankheit, 9. Hauptstadt von 14. waagerecht, 10. Geschütz, 13. span. Währungseinheit, 14. Nachahmer, 17. Flächeninhalt, 19. Getreideunkraut.

RATSELKAMM

Senkrecht: 1. Fluß im Nordkaukasus, 2. Stadt in der westl. ukrain. SSR, 3. Stadt an der Mündung der Oka, 4. Fluß zum Kurischen Haff, 5. größtes sawj. Plonierlager auf der Krim.

Nach Einsetzen der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte den Namen einer Stadt in einem sibir. Kohlengbiet.

Zur Verwendung kommen die Buchstaben: aaaaaa b d ee g i kkk m nnnn ooo rrr t u w.

1	2	3	4	5

NEUER ANFANG

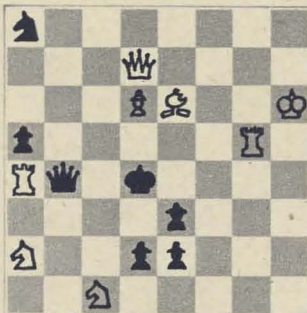
Oste — Inder — Dame — Achse
— Oder — Kent — Este — Bern —
Geld — Abel — Pille — Ulan —
Eder — Talle — Affe — Iman —
Erna — Ober — Post — Ute —
Arber — Mira — Unger

Bei jedem der vorstehenden Wör-

ter ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist ein neuer Buchstabe an den Anfang zu stellen, so daß neue Begriffe entstehen.

Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben eine Entwicklung des Forschungsinstituts „Manfred v. Ardenne“ für wirtschaftl. Schmelzschneiden von Blechen.

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 5/1965

SILBENRATSEL: 1. Helling, 2. Effekten, 3. Lotse, 4. Drilling, 5. Einheit, 6. Nadelkopf, 7. Diopter, 8. Einzelleitung, 9. Reichpietsch, 10. Wisla, 11. Elfmeter, 12. Spychalski, 13. Torpedo, 14. Erfurt, 15. Rokossovski, 16. Posnan, 17. Legia, 18. Abzug, 19. Tschapajew, 20. Trompete, 21. Etappe, „Helden der Westerplatte“

VERKAPSELTES: Trier — Oka — Ustl — Rom — Ill — San — Tula — Ter — Riga — Oran — Pau — Hamm — Ypern — „Tourist-Trophy“

FULLRATSEL: 1. Ponton, 2. Globus, 3. Graben, 4. Lomsky, 5. Bramme, 6. Glinka — Plasma.

KREUZWORTRATSEL: Waagerecht: 1. Dubna, 4. Bebel, 8. Arndt, 12. Motor, 15. Kurs, 16. Lille, 17. Iowa, 18. Kieme, 19. Ethik, 20. Eifel, 21. Aster, 23. None, 24. Tonus, 25. Nestor, 26. Rahm, 29. Lee, 30. Ter, 32. Mark, 34. Ampere, 37. Eroika, 40. Baar, 42. Frank, 44. Anapa, 46. Nana, 49. Alpaka, 51. Balas, 52. Libyen, 54. Ouse, 55. Tran, 56. Ebert, 57. Speer, 58. Esch, 59. Moos, 61. Kalmus, 64.

Makka, 66. Strahl, 69. Holt, 72. Ulema, 74. Arras, 76. Arat, 77. Remise, 80. Island, 81. Bari, 83. Rat, 85. Nis, 87. Ehre, 90. Hebler, 93. Beton, 94. Test, 96. Flora, 97. Ruder, 98. Taler, 99. Ibsen, 100. Niet, 101. Niger, 102. Etat, 103. Odeon, 104. Reede, 105. Nitra, 106. Ocker.

Senkrecht: 1. Dakar, 2. Bloch, 3. Aken, 4. Brenner, 5. Este, 6. Elite, 7. Likör, 8. Aleuten, 9. Reise, 10. Dien, 11. Toledo, 12. Maat, 13. Tatra, 14. Rerik, 22. Saman, 27. Aral, 28. Mara, 29. Lena, 31. Ropin, 33. Ren, 35. Pfau, 36. Rabe, 38. Rab, 39. Ire, 40. Barsch, 41. Appell, 43. Klasse, 44. Asthma, 45. Alaska, 47. Adebar, 48. Artelt, 50. Kork, 53. Nest, 58. Euler, 59. Mars, 60. Ossa, 62. Alm, 63. Mus, 65. Kris, 67. Rade, 68. Haar, 70. Oka, 71. Trier, 73. Materie, 75. Alberta, 78. Iberer, 79. Knoten, 81. Buffo, 82. Rhone, 84. Abend, 86. Inari, 88. Hasek, 89. Elner, 91. Bann, 92. Rute, 94. Teer, 95. Tito.

SCHACH: 1. b4 (Zugzwang!) Lg8 2. Sf5! K:f7 3. Sd6 matt. 1. ... Sc4 2. Se4! 3. Sc5 matt. 1. ... Sbel. anders 2. Se2! d:e2 3. Db3 matt.



Immitten der fabrikneuen Großteile von Baggern und Traversenkränen ein Firmenschild, angelehnt an den Fuß eines mächtigen Pfeilers der Kranbahn: „VEB Förderanlagen Leipzig“. Jedesmal, wenn Ingenieur

Norbert Langer den Blick zum Fenster des Konstruktionsbüros hinausschweifen läßt, bleiben seine Augen an dem Schild auf dem Verladeplatz hängen. Und er denkt: „Ausgedient!“ Wie liebkosend und abschiednehmend zugleich betrachtet er die vertrauten Teile der Bagger, an denen auch ein Stück seines eigenen Ich hängt.

Dieses ausgediente Firmenschild auf dem verregneten Erdboden ist wie ein Symbol. Norbert Langer, der sich in sechs mühsamen Jahren seinen „Ingenieur der Fördertechnik“ erarbeitete, konstruiert keine Bagger für Tagebaue mehr. Heute denkt er in Begriffen der Chemie. Das alte Firmenschild mußte am ersten Tag des Jahres 1965 einem anderen weichen: dem Firmenschild „VEB Chemieanlagenbau Leipzig“.

Der 28jährige Ingenieur wollte zuerst die Flinte ins Korn werfen. Schließlich wollte er seinen mühsam erworbenen „Ingenieur der Fördertechnik“ nicht ebenso als überflüssiges Gerümpel ablegen, wie es mit dem Firmenschild geschehen war. Aber das Neue reizte schließlich seinen Ehrgeiz, und er wußte wie seine 600 Kollegen, daß das, was sie zuvor gelernt hatten, nicht umsonst gewesen war.

100 komplette Chemieanlagen wird die DDR bis 1970 in die Sowjetunion exportieren. So steht es im Freundschaftsvertrag vom 12. Juni 1964, und Norbert Langer fand damals diese Zahlen interessant, aber für seine Information ausreichend. Die gegenseitige Abstimmung und Koordinierung der Pläne ermöglicht jedem Land, sich auf jene Erzeugnisse zu konzentrieren, für die seine Volkswirtschaft die günstigsten Bedingungen besitzt. Das leuchtete Norbert Langer ein. Und er verstand auch, was das im Detail heißt: Die DDR ist arm an Rohstoffen, aber reich durch einen leistungsfähigen Maschinenbau, eine starke Chemieindustrie, ein Heer erfahrener Facharbeiter und Ingenieure; die natürlichen Bedingungen unserer Volkswirtschaft zu nutzen heißt deshalb, intelligenz-intensive Erzeugnisse zu exportieren; die technische Revolution aber wird von der Chemisierung der gesamten Produktion begleitet, die wiederum einen leistungsfähigen Chemieanlagenbau voraussetzt.

Alles das verstand Norbert Langer bereits im Jahre 1964, aber er dachte noch nicht daran, daß wir die Produktion einiger Betriebe würden umstellen und große Summen investieren müssen. Dann betraf es aber auf einmal sogar den eigenen Betrieb, und er und seine Kollegen riefen nach näheren Angaben.

Von 1964 bis 1970 wird die Lieferung kompletter DDR-Chemieanlagen in die Sowjetunion auf das Fünffache steigen, der Anteil von Anlagen am Export wird von rund einem Prozent im Jahre 1964 auf rund 50 Prozent im Jahre 1970 anwachsen. Und Norbert Langer weiß heute, daß sein Betrieb in einigen Jahren nicht mehr wieder-

zuerkennen ist: Die Produktion wird sich mehr als verfünffachen.

Für jedes vergleichbare kapitalistische Land wären solche Investitionen ein Risiko. Der Handel mit der Sowjetunion aber garantiert uns den Absatz. Weil wir aber in großen Serien fertigen können — von jeder Anlage nimmt uns die Sowjetunion mindestens fünf ab — erreichen wir eine hohe Auslastung der Kapazitäten und damit eine hohe Rentabilität. Das für die Investitionen aufgewandte Geld werden wir bereits in vier bis fünf Jahren wieder erwirtschaftet haben, während das im allgemeinen Maschinenbau gewöhnlich 10–15 Jahre dauert.

Obwohl die Sowjetunion mit uns die Lieferungen langfristig vereinbarte, ist das für Norbert Langer und seine Kollegen kein Ruhekit. Keiner kauft die Katze im Sack. „Die Forderungen der Sowjetunion in technischer Hinsicht sind streng“, urteilt Herr Rolf Pittel, Objekt-Ingenieur in der Exportgruppe der VVB Chemieanlagen. Das zwingt uns, alle Verfahren auf den neuesten Stand zu bringen, Weltniveau zu produzieren. Mit diesen modernen Verfahren können wir zugleich unsere Chemie ausrüsten und auch in den kapitalistischen Markt eindringen. Für den im Freundschaftsvertrag vereinbarten Bau modernster Chemieanlagen liefert uns die Sowjetunion sogar Projekte und Verfahren, und wir können sie auch für unsere eigene Industrie verwenden, ohne daß uns das in Rechnung gestellt wird.

Das sind echte freundschaftliche Bande. Dennoch herrschen beim Handel zwischen beiden Ländern dieselben kaufmännischen Bedingungen wie im Handel zwischen anderen Ländern. „Es wird genauso hart um die günstigsten Preise gerungen wie bei Geschäften, die wir mit anderen Ländern tätigen“, plaudert Herr Pittel etwas aus der Schule. Und obwohl er sich wie ein echter Kaufmann nicht in die Karten — das heißt auch in die Preise — schauen läßt, fährt er eindeutig fort: „Die Verhandlungen sind erst dann beendet, wenn beide Seiten mit dem Ergebnis zufrieden sind, wobei oft ein Verkaufspreis festgesetzt wird, der zwischen dem geforderten und gebotenen liegt. Beim Verkauf regieren jedenfalls die Weltmarktpreise. Je mehr unsere Erzeugnisse dem wissenschaftlich-technischen Höchststand entsprechen, desto mehr können wir beim Verkauf fordern. Gute Ware für gutes Geld!“

Norbert Langer blieb an seinem Platz. Er und seine Kollegen im Konstruktionsbüro wie in den Hallen werden Elektrolysezellen herstellen. Und wenn das ausgediente Firmenschild dort am Pfeiler der Kranbahn die nächsten zwei Jahre überdauern sollte — es wäre die letzte Erinnerung daran, daß in diesen Hallen einmal etwas anderes als Chemieanlagen entstanden.

Karl-Heinz Scholz

Kunstfasern aus Premnitz



DDR **UNSER VATERLAND**

- 2 Zwischen Wecken und Zapfenstreich
- 4 Postsack
- 7 Oberst Richter antwortet
- 9 Malyschka
- 13 Über Dünensand vorwärts
- 18 Pulverfaß am Rhein
- 22 Mixed Pickles
- 24 Militärtechnische Umschau
- 26 Bei den „Djounoud“ in Algerien
- 31 Die aktuelle Umfrage
- 35 Mit dem Grenztrabant unterwegs
- 38 Spatz Schlaukopf
- 41 Bildlich gesehen
- 43 Das Signal stand auf Halt
- 47 Abgepflückt und ausgerückt
- 50 AR-Cocktail
- 54 Tour de l'Avenir
- 57 Alarm im Hafen
- 61 Keiner bleibt zurück
- 66 Der Untergang der „Hampshire“
- 71 „Luftschißer“ auf Bewährung
- 74 In den Fußtapfen eines Geheimen Archivates
- 79 Raumanzüge – Mode des Kosmos
- 86 Der S 1, der Vogelsand und die Literatur
- 92 DDR – unser Vaterland

„Armee-Rundschau“, Magazin des Soldaten • Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold • Anschrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 • Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözö, Budapest • Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR • Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach 6943 • Erscheint monatlich • Bestellungen bei der Deutschen Post • Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion • Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr • Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR • Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 • Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 • Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionschluß dieses Hefts: 15. April 1965

Fotos: Gebauer (16) Titel, Rücktitel, S. 2, 3, 47, 48, 49, 52; Kraemer (1) S. 8; Flohr (5) S. 13, 14, 15, 17; Kurzbad (1) S. 16; Archiv (17) S. 18, 24, 25, 41, 42, 62, 83; Bergemann (3) S. 26, 27, 28, 29; Walzel (5) S. 34, 35, 36, 37; Rohrlapper (3) S. 41, 42; Progress (1) S. 50; Baubot (4) S. 57, 58, 60; Bolinski (1) S. 64; Novotný (3) S. 70, 71, 72; Labik (2) S. 72, 73; Zentralbild (3) S. 80, 81; Kläppel (1) S. 89; Oplitz (1) S. 93.

TITELBILD: Scharfschütze der Nationalen Volksarmee

Wenn es nach Vaters Wünschen gegangen wäre, hätte Elke Medizin studieren sollen, wie er selbst, aber welcher Vater kann schließlich seiner einzigen Tochter den Herzenswunsch versagen?! Oder: Wer wollte bestreiten, daß die Freude über ein spritziges Variétéprogramm mit einem attraktiven Ballett und einer nicht minder attraktiven Solotänzerin, oft die Wirkung einer heilsam-entspannenden Medizin hat. Und die Solistin, die allabendlich auf Europas größter Variétébühne im Berliner Friedrichstadt-Palast das Publikum bezaubert, ist Elke Rieckhoff.

Natürlich träumte sie ursprünglich von einer klassischen Opernballerina. Stattdessen landete sie als Gruppentänzerin im Revueballett. Dort aber fiel ihre Begabung sehr schnell auf, und in einem Palastgastspiel in Leipzig gab sie als



Elke Rieckhoff

STAR-Palette

„Dornröschen“ ihr solistisches Debut. Heute weiß Elke, daß es einer der glücklichsten Zufälle des Lebens war, der ihr diesen Start am Friedrichstadt-Palast gab. Hier hat sie Gelegenheit, ihre große tänzerische Vielseitigkeit zu beweisen.

Vom Hawaii mädchen zur Salome, von der Mickymaus bis zur „Charleston-Charlott“ kann sich Elke spielend leicht verwandeln und all diesen Figuren Leben, Temperament und tänzerische Ausdruckskraft verleihen.

Inzwischen hat sie in verschiedenen DEFA-Filmen mitgewirkt und ihre erste kleine Fernsehrolle in der Sendereihe „Von Melodie zu Melodie“ mit Erfolg absolviert. Elkes Wunsch ist nicht nur, noch viele solcher schöner Aufgaben zu bekommen, sondern auch die nötige Zeit dafür zu haben. Das Tagespensum von einer Stunde Training, drei Stunden Probe und ein bis zwei Vorstellungen will bewältigt sein, denn daneben hat sie als Ehefrau des Schauspielers Heinz-Dieter Knap noch den gemeinsamen Haushalt zu versorgen. Und Elke kocht ebenso, wie sie tanzt: Voller Freude, Phantasie und Leidenschaft, mit der beglückenden Gabe, immer etwas Neues zu bringen. Muß man da noch guten Appetit wünschen?!
Helga Heine



Pappkameraden

vorgestellt von Paul Klimpe

